Nr. 265 — Jahrgang 16 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 16. November 1930

Volkswille

Anzeigenpreis Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 11. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die Macht geht vom Volke aus!

Entscheide, ob Du mitregieren oder kommandiert werden willst! Das Schicksal liegt in Deiner Hand!

Stimme

am 16. November im Wahlkreis Teschen, Bielitz, Rybnik, Pleß u. Kattowitz für die Liste Nr. **22**

im Wahlkreis Schwientochlowitz, Königshütte, Tarnowitz und Lublinitz für die Liste Nr. **23**

Verhelft zum Sieg für Demokratie, Recht u. Freiheit!

Geheime Wahl und Ordnung garantiert!

Eine neue Erklärung des Generalwahlkommissars

Warschau. In einer amtlichen Verlautbarung des Hauptwahlkommissars heißt es:

Im Interesse der Beruhigung der Oeffentichkeit, die infolge von Pressemitteilungen entstanden sind, als wenn ich in einem Kommunique das Wahlgeheimnis aufgehoben hätte, teile ich mit, daß ich keinerlei Anordnungen getroffen habe, die das bisherige Wahlgeheimnis zum Sejm und Senat antasten. Eine solche Anordnung konnte und kann ich nicht gegeben haben, weil mir hierzu die rechtlichen Handhaben fehlen.

Die Wahlen sind, wie früher, geheim und werden auf Grund und unter Beachtung der in der Verfassung garantierten und in der Wahlordnung festgelegten Vorschriften durchgeführt. Es war nie die Rede davon, daß die geheime Stimmabgabe in eine öffentliche umgeändert worden sei.

In dem fraglichen Kommuniqe, welches zu der Irreführung Anlaß gab, habe ich lediglich meine Anschauung über die Geheimwahl wiedergegeben und den Wahlkommissionen vorgeschlagen, daß streng auf die Gesetzvorschriften geachtet wird. Eine andere Anordnung, die zur Ungültigkeitserklärung der Wahlen führen könnte, habe ich nicht herausgegeben, alle in dieser Richtung erfolgten Nachrichten sind eine Irreführung und entbehren aller Grundlagen, als wenn die geheime Stimmabgabe aufgehoben sei.

*

Die Nachricht beziehungsweise Erklärung des Hauptwahlkommissars ist nur zu begrüßen, denn sie macht mit der Legende, daß offen abgestimmt werden soll, ein Ende.

Zaleskis Wünsche

Rundfunkwahlrede des polnischen Außenministers.

Warschau. Außenminister Zaleski hielt am Freitag nachmittag im polnischen Rundfunk eine Rede, die man wohl als Wahlrede ansprechen kann. Der Minister erklärte u. a., daß der Friede gegenwärtig das von jeder Außenpolitik anzustrebende höchste Ziel sei. Kriege seien beinahe unmöglich geworden. Im Hinblick auf die immer mehr um sich greifenden Reparationsansprüche betonte der Minister, die Unantastbarkeit der Staatsgrenzen sei das höchste Postulat der polnischen Außenpolitik. Zum Schluß hob der Minister hervor, daß die Grundlage einer jeden zielsicheren und betonten Außenpolitik eine starke Regierung und eine Sejmmehrheit sei.



Ignaz Paderewski

der berühmte polnische Pianist, der der erste Ministerpräsident der Polnischen Republik war (Januar—Dezember 1919), wird am 18. November 70 Jahre alt.

Volksgericht!

Die polnische Demokratie hat am 16. November ihr Urteil zu sprechen, ob sie weiter die heutigen machtpolitischen Zustände ertragen will, ob sie weiter dulden will, daß ein unbedeutender Teil ihrer Gemeinschaft über sie herrschen soll. Man hat das Land mit einer Flut von Plakaten überschwemmt, die beweisen sollen, was das heutige System alles zur Rettung des Landes getan hat. Aber diese Selbstverherrlichung des Nachmaikurses steht im schroffen Widerspruch zur Wirklichkeit. Die großen Massen, die unter der fürchterlichen Pression unseres wirtschaftlichen und politischen Lebens zu leiden haben, verspüren dies recht eindrucksvoll, nur die Machthaber wollen es nicht begreifen und berufen sich auf eine angeblich vorhandene Meinung, daß das Volk dieses System des Regierens und kein anderes wünscht. Ohne Zweifel können sich die heutigen Nutznießer des politischen Machtstrebens darauf berufen, daß die Zustände vor ihrem Regime nicht besser waren. Mit dem einen Unterschied, daß aber auch keine Pression auf den politischen Gegner ausgeübt wurde und er die Verfassung in seiner ganzen Bedeutung begriff, während man heute darüber zweifeln muß, ob sie überhaupt besteht.

Die Schlacht, die also mit dem Stimmzettel ausgetragen wird, ist eine Entscheidung von weittragender Bedeutung. Allen, die politisch denken und fühlen, ist es klar, daß das heutige System unter Ausnutzung aller Machtmittel, sich am Ruder erhalten will. Es sagt uns klar und deutlich, daß es eine Mehrheit für diesen Kurs schaffen will und mit dieser Mehrheit an die „Reformierung“ unseres politischen Lebens herantritt, daß es mit der Volksherrschaft ein Ende macht und an die Stelle der Kontrolle der Volksvertretung, die Macht eines Einzigen setzen wird, der allein zu bestimmen haben wird, welche Regierung das Land haben soll. In seine Hand soll auch die Entscheidung über eventuelle Wahlmißbräuche gelegt werden und die kommende Regierung braucht sich nicht mehr vor der Volksvertretung zu verantworten, sie ist nur dem Staatspräsidenten unterstellt und dieser braucht eine im Sejm nicht beliebte Regierung nicht etwa abzurufen, sondern kann dann das Parlament auflösen, welches mit einer ihm mißfallenden Regierung nicht zusammenarbeiten will. Man muß diese „Reformen“ in ihrer Bedeutung erfassen, denn sie sind nichts anderes als die Ausschaltung des Volkes bei der Kontrolle der Regierungshandlungen.

Die Demokratie, nach der die breiten Massen des polnischen Volkes strebten, setzt ein Parlament voraus, welches nicht nur über die Regierung, sondern über den ganzen Staat die Kontrolle ausübt. Durch den Stimmzettel wählt sich das Volk eine Vertretung und gibt der Partei, die sein Programm vertritt, den Auftrag, seine Interessen wahrzunehmen. Der heutige Kurs aber sagt uns, fort mit den Parteien, die Regierung bildet allein eine Partei und sammelt die verschiedenen Interessentenhaufen und diese bestimmen. Aber weit gefehlt, daß sie bestimmen sollen, sie werden einfach kommandiert. Denn nicht ihre Wünsche entscheiden, sondern der Wille eines Einzigen, mit dem man einen Kult treibt, das Staatsgeschick auflegt und nicht duldet, daß seine Handlungen einer Kritik unterzogen werden. Was der Träger des Systems anordnet, soll einfach gut und unantastbar sein, und der Volkswille soll sich dem unterordnen. Praktisch soll er zum Sklaven einer ihm fremden politischen Idee werden, soll den Staat an eine Regierungsgruppe ausliefern. Das Volk aber hat von jeher eine Kontrolle der Regierungen angestrebt und dieses Recht ist letzten Endes mit auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges errungen worden, wo es doch die breiten Massen der Bevölkerung waren, die um das Sein ihrer „Vaterländer“ ge-

Die Genfer Abrüstungsverhandlungen

Genf. Der Abrüstungsausschuß hat am Freitag nach der Ablehnung der deutsch-italienisch-sowjetrussischen Anträge auf direkte Herabsetzung und Beschränkung des gesamten Kriegsmaterials einen englischen Antrag mit 16 gegen 3 Stimmen bei 6 Enthaltungen angenommen, nachdem sich der Ausschuß auf den Standpunkt gestellt hat, daß eine Herabsetzung des Kriegsmaterials lediglich durch eine gewisse Beschränkung der Heeresausgaben möglich sei. Im übrigen stellt der jetzt angenommene englische Antrag fest, daß gewisse Abordnungen eine direkte Erfassung des Kriegsmaterials, andere Abordnungen eine Verbindung der beiden Methoden fordern. Gegen den englischen Antrag stimmten Deutschland, Italien und Sowjetrußland. Der amerikanische Botschafter Gibson enthielt sich der Stimme.

Der deutsche Antrag, der neun gegen neun Stimmen erhielt, ist, wie allgemein bemerkt wird, durch die Haltung des gegenwärtigen norwegischen Gesandten in Paris, Colban, den früheren Direktor der Abrüstungsabteilung des Völkerbundssekretariats, zu Fall gekommen.

Wieder Mehrheit für Tardieu

Paris. Die französische Kammer verhandelte am Freitag nachmittag die radikalsozialistischen und sozialistischen Anfragen zu dem letzten Bankkrach und der Börsenkrise. Der Finanzminister erklärte, daß eine Vertrauenskrise nicht zwischen dem Staat und seinen Bürgern, sondern zwischen Privatpersonen und den Banken bestehe. Er selbst habe die Politik Poincarees fortgesetzt. Die Regierung sei stets für die Sparer eingetreten. Tardieu stellte die Vertrauensfrage, die mit 318 zu 271 Stimmen bejaht wurde.

Nur Deutschland muß abrüsten

Paris. Der „Temps“ hebt bei Besprechung des Ergebnisses der außenpolitischen Aussprache der Kammer hervor, daß die Abrüstungsklausel des Versailler Vertrages Deutschland die Verpflichtung auferlege, seine Heeresrüstungen über eine bestimmte Grenze nicht auszudehnen. Eine doppelseitige Verpflichtung, wie man dies deutscherseits glauben machen wolle, gebe es nicht.

kämpft haben. Dieses Recht der Kontrolle der Regierung wird ihm bei einem eventuellen Wahlsieg des Regierungslagers genommen. Das ist der Sinn des heutigen Machtkampfes zwischen den Trägern des jetzt geltenden politischen Kurses und der Opposition, die den Bürger in seine erworbenen Rechte wieder einsetzen will.

Es ist schwer, zu sagen, wie das Volk sich entscheiden wird. Normale politische Verhältnisse existieren seit Beginn des Wahlkampfes nicht, und die Ankündigungen und Nachrichten, die das herrschende System auszustreuen beliebt, lassen Zweifel aufkommen, ob diese Anrufung des Volkes zu seinem Urteil über die heutigen Zustände überhaupt einen Wert haben. Und doch muß man sich im Interesse des polnischen Staates, im Interesse der künftigen Entwicklung der polnischen Republik, offen dazu entschließen, sein Votum auszudrücken, wie man über die heutigen Machtverhältnisse denkt. Es ist gewiß nur eine Probe, denn man ist sich darüber ebenso klar, daß selbst ein Sieg der Opposition noch nicht die Beseitigung der heutigen Zustände bedeuten wird. Aber ein Mißtrauensausspruch des Volkes muß die heutigen Machthaber dazu zwingen, Farbe zu bekennen und ihre bisherige Politik grundsätzlich zu ändern. Vor allem aber die strenge Rückkehr zur Verfassung herbeiführen, auf Grund deren, eine neue Umgestaltung unserer wirtschaftlichen und politischen Zustände erfolgen wird.

Die Forderungen dieses Wahlkampfes sind wirklich bescheiden. Die Oppositionsparteien sagen einfach, wir wollen nichts anderes als Friede, Brot und Freiheit und die Rückkehr zur Rechtsmäßigkeit. Darin liegt das Wesen der Demokratie begründet, und sind Freiheit und Brot gewährleistet, so muß ihnen Kontrolle des Staates und Beeinflussung seiner Maschinerie Selbstverständlichkeiten sein. Wir müssen uns auch vergegenwärtigen, daß es tausende von Staatsbürgern gibt, die sich sagen, laßt mich nur mit der Politik in Ruhe, ist es doch ein Skandal, was für Kämpfe für und wider ausgetragen werden, am Ende kommt doch nur jemand ans Ruder, der die eigene Tasche füllt und wir anderen müssen die Zeche bezahlen. Bei den Arbeitern sagt man sich, früher haben wir arbeiten müssen und heute noch mehr, und wer weiß, wenn die anderen kommen, ob wir noch nicht weiter und schlimmer ausgebeutet werden, als heute. Man befindet sich in einer verzweifelten Lage, hat den Glauben an sich selbst verloren. Und, daß ist es, was die Träger des heutigen Systems in ihren Annahmen bestärkt, das Volk will kommandiert werden, es ist sich über die Bedeutung der politischen Anteilnahme am Staatsaufbau nicht klar und nicht bewußt, daß es sich selbst regieren darf. Darum werden wir, mit Hilfe der zusammengetragenen Interessentenhaufen, Klarheit schaffen, ihm ein Regierungssystem aufzwingen, wie es uns vorschwebt und das Volk zum Gehorsam zwingen.

Wahlen sind Volksgerichte über die Regierung. Das polnische Volk, und nicht zuletzt seine sogenannten Fremdkörper, die nationalen Minderheiten, sind in diesem Wahlkampf maßlos herabgesetzt und beschimpft worden. Sie erhalten wahrscheinlich zum letzten Male die Möglichkeit, ihr Urteil über das System auszusprechen. Darum fort mit aller Lauheit, die Platz gegriffen hat! Der letzte Mann, die Jugend, die Frauen, müssen herangeholt werden, damit sie das Bekenntnis ablegen, daß ihnen das heutige System untragbar erscheint, daß sie die Selbstregierung wünschen und nicht Staatsbürger unter einem Kommando sein wollen. Die Arbeiterklasse hat insbesondere die Aufgabe, zu bedenken, daß ihr in Polen Rechte genommen werden sollen, um die sie Jahrzehnte hindurch gekämpft hat. Der Staat darf nicht zur Futterkrippe eines Interessentenhaufens werden, das Volk soll Träger der Kontrolle der Regierung sein. Und wer dies will der muß sich für den „Sozialistischen Wahlblock" entscheiden. Hier ist die Zukunft der ausgebeuteten Massen zu suchen. Hier liegt das Fundament, auf welchem die Arbeiterklasse zur politischen Macht gebracht werden soll. Darum holen wir alles heran und setzen uns für den Sieg des „Sozialistischen Wahlblocks" ein. Wir wiederholen, was schon immer das Ziel aller Arbeiter, Angestellten und Frauen war, die Befreiung der Arbeiterklasse, der Proletarier in Stadt und Land, kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein. In diesem Zeichen müssen wir siegen, darum alle Stimmen dem „Sozialistischen Wahlblock"!

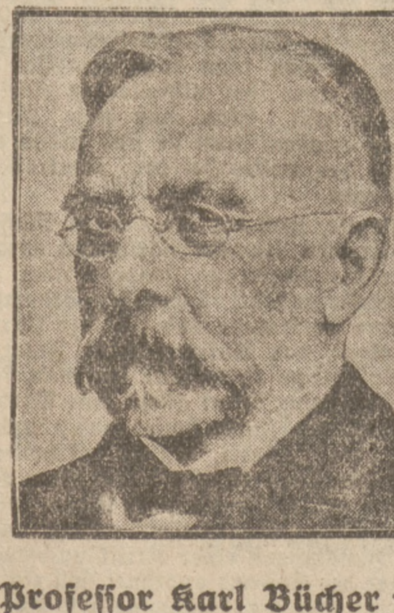
—II.

Vertagung des Landtages

Berlin. Der preußische Landtag vertagte sich am Freitag abend um 22 Uhr nach 12stündiger Sitzung, die der Aussprache über die Landwirtschaftsanträge galt, auf Montag, den 15. Dezember.

Graf Bethlen besucht Berlin

Budapest. Wie ein halbamtlich s Blatt meldet, begibt sich Ministerpräsident Graf Bethlen demnächst zur Vorbereitung wichtiger Wirtschaftsverhandlungen nach Berlin.



Professor Karl Bücher †

Der Geheime Hofrat Professor Dr. Karl Bücher ist im Alter von 83 Jahren in Leipzig gestorben. Sein n Weltruf als Nationalökonom hat er durch seine Standardwerke „Die Entstehung der Volkswirtschaft" und „Arbeit und Rhythmus" geschaffen. Durch die Begründung des ersten Instituts für Zeitungsurkunde an der Universität Leipzig wurde er der eigentliche Vater der Zeitungswissenschaft.

Attentat auf den japanischen Ministerpräsidenten

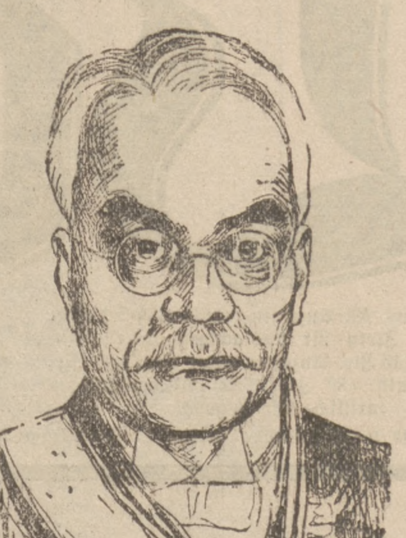
Die Absichten des Attentäters noch nicht festgestellt — Keine Todesgefahr für den Minister Die Ruhe im Lande nicht gefährdet

Tokio. Zum Anschlag auf den japanischen Ministerpräsidenten Hamaguchi teilt die japanische Regierung in einem Bericht mit, daß der Zustand des Ministerpräsidenten vorläufig keine große Besorgnis errege. Die Aerzte wollen eine Operation unternehmen und die Kugel aus dem Leib entfernen. Der Attentäter wurde Donnerstag einem 10stündigen Verhör unterzogen. Es konnte aber noch nicht geklärt werden, weshalb er den Anschlag verübt hat. Einige Meldungen wollen wissen, daß der Anschlag als Protest gegen den Anschluß Japans an die Beschlüsse der Seeabrüstungskonferenz geführt worden sei, andere dagegen behaupten, daß der Attentäter linksstehenden Kreisen angehöre und die Tat aus Protest gegen die Ablehnung der Regierung in der Arbeitslosenunterstützungsfrage verübt habe. Bei dem Attentäter wurde später noch ein Dolch gefunden und man nimmt an, daß er sich das Leben nehmen wollte. Um einem Selbstmord vorzubeugen, steht der Attentäter unter strenger Bewachung mehrerer Polizeibeamter.

*

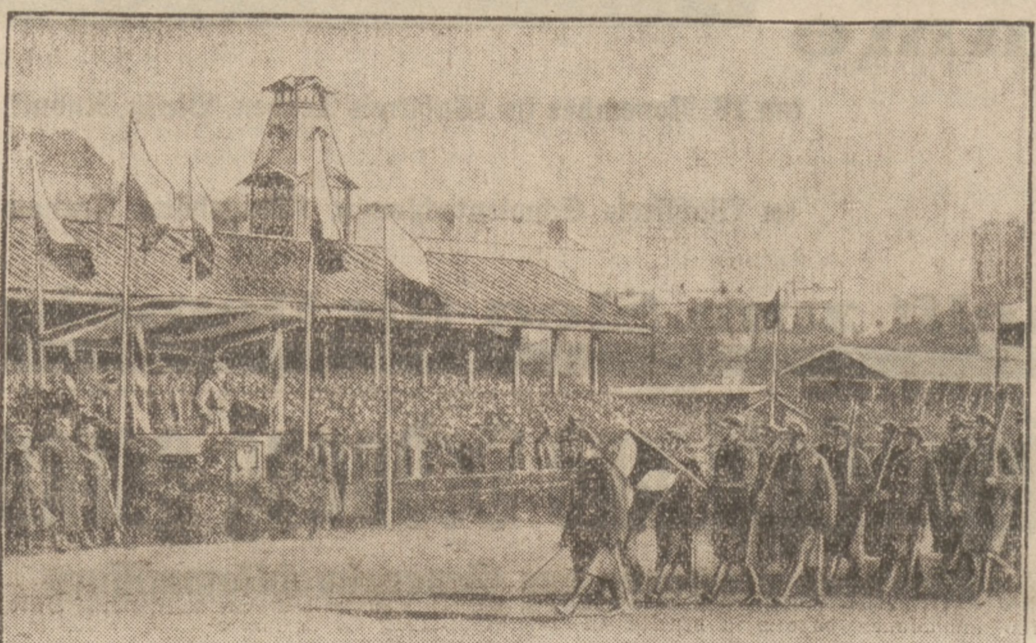
Tokio. Auf Anraten des Aerztekonziliums wurde an dem japanischen Ministerpräsidenten eine Blutübertragung vorgenommen. Der japanische Außenminister Shidehara übernimmt vorübergehend die Pflichten des Ministerpräsidenten. Das gesamte diplomatische Korps hat seiner Entrüstung über den Anschlag Ausdruck gegeben.

London. Man hofft, das Leben des japanischen Ministerpräsidenten retten zu können. Es wurde eine dreifache Blutübertragung von seinem Sohne durchgeführt. In seinem Befinden ist inzwischen eine leichte Besserung eingetreten.



Attentat auf den japanischen Ministerpräsidenten

Der japanische Ministerpräsident Hamaguchi, der — während der Verabschiedung von dem abreisenden Moskauer Botschafter auf dem Bahnhof in Tokio — durch den Revolverschuß eines Attentäters schwer verletzt wurde.



Polens 10-Jahr-Feier des Sieges über Rußland

wurde in Warschau mit einer groß n Parade begangen, die der Ministerpräsiden — Marschall Pilsudski (unter dem Baldachin) — persönlich abnahm.

Spanien in Gärung

Schwere Zusammenstöße zwischen Arbeitern und Polizei.

Madrid. In Madrid fand am Freitag die Beisetzung der vier bei dem Neubaueinsturz ums Leben gekommenen Arbeiter statt. Der größte Teil der Bauarbeiter hatte während der Dauer der Beisetzungsfeierlichkeiten die Arbeit niedergelegt. Die Straßen, durch die der Trauerzug ging, waren schwarz von Menschen. Die Teilnehmer am Trauerzug zertrümmerten eine Reihe von Lastkraftwagen, die Baumaterial beförderten und griffen Arbeitswillige an. Es kam darauf zu schweren Zusammenstößen mit der Polizei, die von der Schußwaffe Gebrauch machte. Drei Personen wurden getötet und 38 verwundet, darunter mehrere Polizisten und zwei Polizeioffiziere. Zivilgarde hat die wichtigsten Punkte der Stadt besetzt. Starke Polizeipatrouillen durchziehen die Straßen. Ein Kaffeehaus wurde von der Menge gestürmt und die Einrichtung zerstört

Mc Garrah und Professor Angell über die Youngzahlungen

Neuyork. Mc Garrah, der Präsident der Bank für internationale Zahlungen, hielt auf der Jahrestagung der Academy of Political Science einen vielbeachteten Vortrag über die BIZ. Mc Garrah prophezeite für die BIZ. eine große Zukunft als internationale Clearing-Haus. Mit mehrer n Zentralbanken seien bereits Rediskontierungsabkommen abgeschlossen worden, um den Währungstransfer zu erleichtern. Gegenwärtig studiere die BIZ. die Möglichkeiten eines int rnatioalen Bank-Clearings für die Zentralbanken zum Zweck einer Erleichterung der internationalen Kapitalbewegungen. Außerdem werden die Möglichkeiten eines internationalen Gold-Cl arings studiert.

Professor Angell von der Columbia-Universität hielt auf der gleichen Tagung einen Vortrag über die Rolle der Vereinigten Staaten in der gegenwärtigen Weltdepr ssion. Er glaubt, daß Deutschlands Fähigkeit, die Youngzahlungen in vorgesehenem Umfange zu leisten, intakt wäre, falls die Wirtschaftslage so geblieben wäre, wie sie beim Abschluß des Youngplanes g wesen sei. Jetzt aber sei die tatsächliche Belastung Deutschlands aus dem Youngplan 20. v. H höher als beabsichtigt. Es sei höchstwahrscheinlich, daß die ersten Maßnahmen in dieser Hinsicht von Amerika eingeleit t werden müßten.

Neuer Ueberfall kommunistischer Truppen

London. Nachrichten aus Hongkong zufolge haben die kommunistischen Truppen die Stadt Njinjü in der Provinz Kiangsi überfall n. Sie legten die Stadt in Asche, töteten 2000 Personen und führten 5000 Gefangene mit sich fort. Die Regierungstruppen gehen von verschiedenen Seiten gegen die Kommunisten vor.

Unruhen in Peru

Im Verlauf der in dem peruanischen Grubengebiet von Cerro Depasco herrschenden Unruhen, die am Mittwoch einsetzten und den ganzen Donnerstag über andauerten, wurden 17 Personen getötet und 30 schwer verletzt. Die auf Vorstellung des amerikanischen Botschafters in Lima in das Unruhegebiet entsandten Regierungstruppen führten unter der aufgeregten Arbeiterschaft ein ungeheures Schreckensregiment. Die Regierung ordnete zugleich die Auflösung des peruanischen Gewerkschaftsbundes an und hat damit neue Erbitterung in weite Kreise der Arbeiterschaft hineingetragen. Die Arbeiterschaft antwortete sofort mit dem Generalstreik, worauf die Regierung den Ausnahmezustand verhängte.

Die Regierung begründet ihr Verhalten mit angeblicher kommunistischer Propaganda.

Französisch-englische Freundschaftsbeteuerungen

London. Auf d m Jahresfestessen der Vereinigten Gesellschaften Großbritanniens und Frankreichs erklärte Lord Hailsham, die alten Streitigkeiten könnten Frankreich und England niemals voneinander trennen. Heute sei der Boden Frankreichs den Engländern ebenso heilig, wie den Franzosen. Lord Derby wies auf die Freundschaft zwischen beiden Ländern hin und ging besonders auf die außerordentlich freundliche Haltung der Franzosen beim Unglück des „R 101" ein. Der französische Botschafter de Fl uriau erklärte, die französisch-englische Freundschaft biete eine gesunde Grundlage; denn sie sei vielleicht das einzige Mittel, um der Welt einen dauernden Frieden zu sichern.

Schluß-Sitzung der britischen Reichskonferenz

London. Die britische Reichskonferenz hielt Freitag vormittag ihre Schlußsitzung ab. Hinsichtlich der Wirtschaftsbesprechungen schließt die Konferenz mit der Feststellung, daß nach der Ueberzeugung aller das genaue Studium der einzelnen Fragen von großem Wert gewesen sei. Die Konferenz sei in einer Zeit großer Schwierigkeiten zusammengetreten, aber man hoffe, daß die Arbeit der Konferenz von dauerndem Wert für alle Teile des britisch n Reiches sein werde. Die Vertreter der Dominien und Indiens sowie Macdonald hielten kurze Schlußreden.

Polnisch-Schlesien

Omne malum a clero

Fromme Betrachtung für den 16. und 23. November.

Die Hohepriester aber und ihre Diener hetzten das Volk auf und alle schrien: „Kreuzige ihn"!

Es trug sich zu, daß ein oberschlesischer Kaplan in einer Gesellschaft sehr ungezogen war. Auf die Folgen des ärgerniserregenden Betragens eines Priesters hingewiesen, fuhr der Kaplan zusammen und murmelte wie geistesabwesend die Worte: „Omne malum a clero". (Alles Uebel kommt von der Geistlichkeit). Er ahnte aber nicht, daß die lateinischen Worte verstanden wurden.

Recht lebhaft wird man nun an diesen Spruch erinnert, wenn man in den jetzigen Tagen Einblick in die bürgerlich-katholische Presse nimmt, oder von der Kanzel und aus dem Beichtstuhl hört. Den geistlichen Drahtziehern ist hier alles erlaubt und jedes Mittel recht, um den Sozialismus zu bekämpfen. Man merkt ihnen so augenscheinlich das Bedauern, daß sie sich nicht mehr an den Qualen ihrer Opfer, wie ehemals in den mittelalterlichen Folterkammern, weiden. können. Allzu gern möchte der Klerus auch heute noch Scheiterhaufen errichtet sehen, wo unbequeme Mahner bei lebendigem Leibe braten. Ja, der durchschnittliche christliche Wähler ahnt nicht, daß die angeblichen Christenverfolgungen in Mexiko und Rußland ein lächerliches Kinderspiel darstellen im Vergleich mit den Greueln der Folter der Hexen- und Ketzerverbrennungen, der Sklaverei, der Leibeigenschaft usw. **unter den Augen der Geistlichkeit.** Heute wie damals wird skrupellos von geistlicher Seite reines Menschenglück zerstört. Kein Wunder, wenn die Flucht wahrhaft religiöser Menschen aus der Kirche immer gewaltiger anschwillt. Jeder Oberschlesier kennt aus eigener Erfahrung bestimmt viele solcher Glücklichmacher. Dazu zählen noch die vielen angehenden Schwarzkünstler, welche zahlreich aus dem gesegneten Kulturlande kamen und in Kürze in Oberschlesien eine Pfarrstelle (es werden ja eine Unmasse Kirchen gebaut) zu besetzen und die Volksverdummung im Großen betreiben. Beim oberschlesischen Zentrumswähler muß man an den Kutscher Pianko aus dem Czenstochauer Klosterprozeß denken. Wie vielen erinnerlich, hatten Patres und Fraters des Paulanerklosters in Czenstochau jahrelang den kostbaren Schatz der „wundertätigen" schwarzen Mutter Gottes beraubt und mit dem Erlös das liederlichste Leben mit Frauen und Mädchen geführt; Pater Macoch hatte sich noch des Mordes und der Urkundenfälschung schuldig gemacht. Der unschuldige Kutscher Pianko, wegen des Letztgenannten zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, hatte vor Gericht gesagt, daß er nunmehr keinem Geistlichen mehr glauben werde, da man nicht wisse, wer von ihnen „mit dem Teufel im Bunde stehe". Beim Verlassen des Gerichtssaales küßte er jedoch wieder demütig die Mörderhand des Paters Macoch.

Omne malum a clero. Man braucht nur die kriminalistischen Statistiken nachschlagen, daraus ist deutlich zu ersehen, daß nur die frommen christlichen Gegenden die allerkläglichste Rolle spielen.

Am 16. und 23. November, soll nun nach dem Evangelium ein Gericht ergehen über die, welche mit dem Fürsten der Welt im Bunde stehen. Einstmals hatte Christus gesagt: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" Die Prediger von heute haben aber als Inhaber fetter Pfründen ihr Kreuz auf die Schultern der Armen gelegt. (siehe Steuerverordnung). Wer das offen als unchristlich bezeichnet, dem droht die Geistlichkeit mit ihrem getreuesten Wahlhelfer, mit dem Teufel.

(Ja, Christentum und Geistlichkeit stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser).

Wir wollen aber, wozu auch das Evangelium so schön mahnt, nicht in der Finsternis (Zentrum), sondern im Lichte (Sozialismus) wandeln. Omne bonum a sozialismo, alles Gute kommt vom Sozialismus; daher wählt jeder wahrhaft religiöse Mensch am 16. November die Liste **22** bezw. **23** und am 23. November alle zusammen die Liste **Nr. 3.**

Der Wahlsonntag

Morgen wird in ganz Polen gewählt. Die Wahlzeit dauert ununterbrochen 12 Stunden und zwar von 9 Uhr vorm. bis 9 Uhr abends. Um 9 Uhr abends wird das Wahllokal geschlossen. Jene Wähler, die sich im Wahllokal befinden, können noch ihre Stimmen abgeben. Doch ist es ratsam, nicht mit der Stimmenabgabe bis abends zu warten, sondern gleich in den Morgenstunden wählen gehen. Das Treiben der Aufständischen vor den Wahlen und die vielen Terrorakte, die massenhaft verübt wurden, haben bezweckt, die Wähler einzuschüchtern und sie von der Stimmenabgabe abzuhalten. Diese Absicht müssen die Wähler durchkreuzen. Lassen wir uns durch nichts einschüchtern und lassen wir uns unsere Bürgerrechte durch verblödete Terroristen nicht nehmen! Am Wahltage hat die gesamte Polizei ununterbrochen Dienst und sie muß für Ruhe und Ordnung sorgen. Kein Wähler hat etwas zu befürchten, denn es kann ihm nichts geschehen. Mutig und mit Würde gehen wir morgen wählen, denn wir sind der Staat und wir erhalten ihn mit unseren Steuergroschen.

Jeder Wähler muß einen persönlichen Ausweis (Verkehrskarte, Militärpaß usw.) und den Stimmzettel zur Wahl mitnehmen. Man muß nämlich auf alles gefaßt sein, und da ist es gut, daß man Ausweispapiere bei sich hat. Stimmzettel werden kaum vor den Wahllokalen verteilt, weshalb jeder Wähler sich schon vorher mit Stimmzetteln versorgen muß. Es genügt, wenn der Wähler auf einem reinen weißen Zettel die Nummer setzt, die er wählen will. Der Stimmzettel kann durch die Hälfte gefaltet in den Wahlumschlag gelegt werden.

Die schlesische Wojewodschaft wurde in drei Wahlkreise eingeteilt. Die Wahlnummer des „Sozialistischen Wahlblocks" im Wahlkreise Kattowitz ist bekanntlich

Nr. 22

im Wahlkreise Königshütte, Schwientochlowitz

Nr. 23

und im Wahlkreise Teschen, Pleß und Rybnik

Nr. 22

Jeder Arbeiter wählt morgen in seinem Wahlkreise die entsprechende Nummer. **Keiner bleibe der Wahl fern! Auf in den Wahlkampf!**

Mit der Stimmabgabe nicht bis zum letzten Augenblick warten

Für gewöhnlich finden sich am Tage der Wahlen die meisten wahlberechtigten Personen erst in den Abendstunden im Wahllokal ein, was durchaus verkehrt ist, da sie alsdann oftmals lange warten müssen, bis sie an die Reihe kommen. Es ist daher ratsam, seine Stimme bereits am Vormittag abzugeben, umso mehr, als das Wahllokal um 9 Uhr abends geschlossen wird und dann nur noch diejenigen Personen ihre Stimmzettel abgeben können, die sich in diesem Augenblick noch im Bereiche des Wahllokals befinden.

Alkohol darf am Wahltage nicht verkauft werden

Die Königshütter Polizeidirektion macht bekannt, daß nach der Wahlordnung, Artikel 64, am Vortage wie auch am Wahltage selbst und zwar von Sonnabend abends 6 Uhr ab und den ganzen Sonntag hindurch jeglicher Verkauf von Alkohol, wie auch der Ausschank von alkoholischen Getränken verboten ist. Uebertretungen werden bestraft.

Bewaffneter Nachtüberfall in Klein-Dombrowka

Die Wohnung des Genossen Raiwa wird gestürmt — Die wehrlose Frau mußte das Gelübde abgeben, für die 1 zu stimmen — Bedrohung der Frau und der Kinder mit Revolvern — 30 Banditen gegen wehrlose Frau und Kinder — Das ganze Wahlmaterial der D. S. A. P. vernichtet — Echt mexikanische Zustände

Klein-Dombrowka bei Kattowitz ist in den letzten Tagen zu einer Banditenrepublik geworden. Bereits vor den Sejmwahlen zum 2. Schlesischen Sejm, im Frühjahr d. J. haben die Aufständischen die Wohnung des Genossen Raiwa, Mitglied der D. S. A. P. überfallen, die Fensterscheiben eingeschlagen und Frau Raiwa blutig geschlagen. Die überfallene Frau hat einige der Nachthelden erkannt. Es waren dies die Aufständischen Rzezniczek, zwei Brüder Marzec und Budarczyk. Gegen sie wurde eine Anzeige erstattet, aber die Staatsanwaltschaft scheint nicht zugegriffen zu haben, denn von einem Strafverfahren ist nicht das geringste zu hören. Erdreistet durch die Straflosigkeit, treiben es die Aufständischen in Klein-Dombrowka diesmal vor den Wahlen noch viel toller, als vor den Sejmwahlen zum 2. Schlesischen Sejm. In der Nacht von Montag auf Dienstag erschien eine Bande von Aufständischen vor der Wohnung des Genossen Raiwa und schlug die Fensterscheiben den Nachbarleuten ein. Sie haben sich geirrt, denn dieser nächtliche Besuch war der Wohnung des Genossen Raiwa gewidmet. Gleich in der nächstfolgenden Nacht erschien dieselbe Bande vor der Wohnung des Genossen Raiwa. Diesmal haben sich die Helden nicht mehr geirrt und schlugen dem Genossen Raiwa alle Fensterscheiben ein. Das war das Vorspiel zu dem, was noch nachträglich kommen sollte.

Am vergangenen Donnerstag fand in Klein-Dombrowka bei Koniarek eine Sanacjaversammlung statt, wo wieder eine wüste Hetze gegen die deutsche Bevölkerung getrieben wurde. Nach der Versammlung um 9 Uhr abends erschienen vor der Wohnung des Genossen Raiwa 30 bis 40 mit Revolvern und Gummiknüppeln bewaffnete Aufständische. Sie klopften an und auf die Frage, wer dort stehe, wurde „Polizei" geantwortet. Frau Raiwa hat an der Stimme erkannt, daß es der Aufständischenführer Swierczynski Jan und nicht die Polizei ist. Sie öffnete nicht und sagte zum Swierczynski, daß sie öffnen werde, wenn die Polizei erscheinen werde. Die Aufständischen schlugen darauf die Tür ein. In die Küche drang Jan Swierczynski mit einem Revolver in der Hand, im Eingang stand sein Bruder Kazimir und Sladek. Im Hausflur sah man noch Budarczyk und Josef Swierczynski stehen. Derselbe Budarczyk hat an dem Ueberfall auf die Wohnung Raiwas im Frühjahr teilgenommen. Draußen im Freien standen noch viele Männer. Erkannt wurden Rzezniczek, Bajda und Marzec. Alle waren mit Gummiknüppeln bewaffnet.

Der Kommandant Swierczynski verlangte die sofortige Herausgabe des Wahlmaterials für die D. S. A. P., was auch erfolgte. Dann verlangte dieser Held, daß die Frau am Wahltage für die „1" stimmen müsse, was die Frau auch, Böses fürchtend, versprach. Die Kinder baten zitternd und kniend die Banditen, damit sie ihre Mutter nicht erschießen. Beim Verlassen der Wohnung sagte ein Bandit, daß, falls von dem Ueberfall etwas im „Volkswille" veröffentlicht werden sollte, wird Genosse Raiwa wie ein Hund niedergeknallt werden. Genosse Raiwa versteckte sich vor den Banditen in der Kammer und hörte die Unterhaltung der Banditen an. Dann flüchtete die Familie zu den Nachbarn und verbrachte die Nacht auf dem Boden. Die Wohnung des Genossen Raiwa ist mit Brettern verrammelt.

Vor der „Aktion" wurden die Nachbarleute, welche draußen standen, in ihre Wohnungen hineingetrieben. Eine Frau erhielt bei diesem Anlaß einen Schlag mit dem Gummiknüppel über den Arm. Das Wahlmaterial wurde mitgenommen und draußen vernichtet. Die ganze Umgebung ist mit Wahlmaterial bedeckt. Wo soll man sich um Schutz gegen diesen Banditismus wenden? Es ist ja noch toller als in Mexiko selbst. So treibt die Sanacja die Wahlpropaganda im schlesischen Industriebezirk.

Das blamierte Kattowitzer Sanacjaorgan

Die „Polska Zachodnia" vom 16. Mai 1926 über den Maiumsturz — Die verbrecherische Verschwöreraktion — Die schlesischen Aufständischen und die Verschwörer

Der „Gazeta Robotnicza" ist ein großer Schlag gegen die schlesische Sanacja gelungen, der die Sanatoren bis auf die Knochen blamiert hat. Sie hat die erste Seite des heutigen Sanacjaorgans, der „Polska Zachodnia", vom 16. Mai 1926 im Original veröffentlicht mit allen Aufrufen gegen den Maiumsturz vom 13. Mai 1926. Damals hat das heutige Sanacjablättchen den Maiumsturz in Bausch und Bogen verurteilt.

An der Spitze der „Polska Zachodnia" vom 16. Mai 1926 befindet sich zuerst der Aufruf der durch den Marschall Pilsudski mit Waffengewalt vertriebenen Regierung an das Volk und an die Armen. Dann ist die Botschaft des gewesenen Staatspräsidenten Wojciechowski abgedruckt, der durch den Maiumsturz abdanken mußte und ein Aufruf der Aufständischen an das schlesische Volk. Es würde zu weit führen, alle diese Aufrufe hier in der Uebersetzung wiederzugeben, weshalb wir uns auf die Wiedergabe nur der wichtigsten Stellen der Aufrufe beschränken, damit die Leser erfahren, wie die heutigen 100prozentigen Sanatoren in der Wojewodschaft über die Geburt des Sanacjasystems dachten. Am 16. Mai 1926 schrieb die „P. Z.":

„Bürger! Die von den Verschwörern in der Armee getriebene Agitation zeitigte traurige Folgen. Der Kampf mit den Verschwörern und dem regierungstreuen Heere dauert an. Etwas Fürchterliches ist geschehen. Es fanden sich Wahnsinnige, die sich gegen die Majestät des Vaterlandes erhoben haben. Sie haben Befehl zum Brudermord gegeben. Glaubt den verbreiteten Lügen nicht. Der Staatspräsident mit der verfassungsmäßig gebildeten Regierung, gestützt auf die treuen Heere, befindet sich in der Belvedere. Der Staatspräsident fordert euch auf, sich an seine Seite im Abwehrkampfe gegen die angetastete Ehre des polnischen Heeres zu stellen für die Rechtmäßigkeit in unserem Vaterlande."

In einem Aufruf an das polnische Heer schrieb am 16. Mai 1926 die „Polska Zachodnia": „Eine fürchterliche Sache ist geschehen, wie sie nicht schlimmer sein konnte. Zwei Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter haben den Schwur gebrochen, die Disziplin vergessen und sind in Aufruhr gegen das Oberhaupt der bewaffneten Macht getreten. An ihre Spitze stellte sich Josef Pilsudski, der vergessen hat, daß die größten Verdienste nichts sind gegenüber Pflichten und Achtung der Behörden und gab nicht nur der heutigen, aber auch den künftigen Generationen ein schreckliches Beispiel des Aufruhrs, der hundermal schlimmer ist, als der Außenfeind."

Weiter schrieb die „Polska Zachodnia" am 16. Mai 1926 an das schlesische Volk: „Das Vaterland ist in Gefahr! Ein Teil des polnischen Heeres — das Heer ist eine Heiligkeit der Nation, der Grundstein der Existenz und Verteidigung des Vaterlandes — ist der verbrecherischen Agitation, die durch Pilsudski und seinen Anhang geführt wurde, zugänglich geworden, vergaß den Schwur, den es dem Vaterlande geleistet hat und ließ sich in den Wirrwarr des Bruderkampfes hineinziehen."

So dachte die heutige Sanacja am 16. Mai 1926 über den Maiumsturz. Heute will sie dem gesamten oberschlesischen Volke den Patriotismus und die Liebe zum Marschall Pilsudski mit dem Knüppel beibringen und hält den Gegnern des Nachmaisystems Vaterlandsverrat und andere Verbrechen vor. Wann hat diese Gesellschaft gelogen, damals am 16. Mai 1926, oder lügt sie heute? Sie haben wohl damals gelogen und lügen heute auch, denn sie werden jeder Regierung nachlaufen, um nur an die Krippe zu gelangen. Davon leben diese Brüder, die biederen Patrioten, die mit Lügen, Revolvern und Knüppeln armen Arbeitern Vaterlandsliebe beibringen wollen.

Kattowitz und Umgebung

Achtung, Parteimitglieder und Gewerkschaftler!

Die Beerdigung unseres lieben Genossen Anton Rzyttki findet am Montag, den 17. November, nachmittags um 3½ Uhr, vom Trauerhause, ul. Kosciuszki 5, aus statt. Erscheint zahlreich, um dem toten Kampfgenossen die letzte Ehre zu erweisen!

Im Alkoholrausch zum Mörder geworden.

Zu einem folgenschweren Verhängnis wurde der Alkohol zwei jungen Leuten. Einen der beiden jungen Männer und zwar den als Musikant auftretenden Lorenz Olszak aus Nickischschacht kostete es das Leben, der andere von ihnen, Heinrich Th., wird sich zeitlebens zum Vorwurf machen müssen, daß er in seiner Unbesonnenheit, diese Bluttat auf sich geladen hat. Der verhängnisvolle Vorfall ereignete sich Anfang Juni d. Js. auf der Krakowska im Ortsteil Zawodzie. Heinrich Th. befand sich in Begleitung mehrerer junger Leute. Die Burschen hatten in einem Restaurant dem Alkohol zugesprochen und wollten sich zur späteren Nachtstunde nach Haus begeben. Unterwegs begegneten sie zwei Musikanten, darunter auch dem Lorenz Olczak. Zwischen diesem und dem Heinrich Th. kam es aus irgendeinem Grunde zu einer Auseinandersetzung. Heinrich Th., welcher so angetrunken war, daß er sich die ganze Zeit hindurch auf einer Zaunlatte stützte, um mit Hilfe derselben den Weg fortsetzen zu können, holte in einem unvorhergesehenen Moment aus und versetzte mit der Latte dem Olszak einen wuchtigen Hieb gegen den Kopf. Der Getroffene stürzte taumelnd zur Erde und konnte sich längere Zeit hindurch nicht erheben. Der Uebeltäter

setzte mit seinen Kollegen den weiteren Heimweg fort. Olszak wurde einige Stunden darauf, etwa 200 Meter von der Stelle entfernt, wo sich der bedauerliche Zwischenfall abspielte, tot aufgefunden. Nach ärztlichem Gutachten lag Schädelbruch vor. In einem Kornfeld, und zwar auch in nicht allzu weiter Entfernung, fand man eine Klarinette auf, die dem anderen Musikanten gehörte, welcher schlafend in einem Straßengraben gelegen hatte, bis man endlich auf ihn stieß. Die Violine des Olszak dagegen war verschwunden. Man nimmt an, daß die beiden Musikanten ihren Weg gleichfalls fortsetzen wollten, Olszak infolge der schweren Kopfverletzung aber schließlich kraftlos zusammenbrach. Hinzu kam noch, daß beide ebenfalls angetrunken gewesen sein sollen.

Am nächstfolgenden Tage wurde dem Heinrich Th. von dem in der Nacht verübten Totschlag berichtet. Er konnte sich gar nicht daran erinnern, daß er in der Trunkenheit dem Olszak so übel mitgespielt hatte. Gegen Heinrich Th. wurde gestern Freitag, vor dem Kattowitzer Landgericht verhandelt. Er hatte sich wegen schwerer Körperverletzung mit Todeserfolg zu verantworten. Nach Durchführung der Beweisaufnahme und Zuerkennung mildernder Umstände, die sich bei Berücksichtigung des näheren Sachverhalts als notwendig ergaben, wurde der Angeklagte zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Zugebilligt wurde eine Bewährungsfrist für die Zeitdauer von 5 Jahren. y.

Deutsche Theatergemeinde. Montag, den 17. November 1930, abends 8 Uhr: „Die Weber", Abonnement. — Donnerstag, den 20. November 1930, nachmittags 2 und 4 Uhr, im Christlichen Hospiz, Kindervorstellung: „Puppenspiele". — Freitag, den 21. November 1930, abends 7½ Uhr, Vorkaufsrecht für Abonnenten: „Rheingold". — Montag, den 21. November 1930, nachmittags 4 Uhr, Schülervorstellung: „Wilhelm Tell"; abends 8 Uhr: „Wilhelm Tell", Abonnement. — Freitag, den 28. November, abends 7½ Uhr: „Der Zigeunerbaron", Vorkaufsrecht für Abonnenten.

Steuerzahlern zur Beachtung! Es wird bekannt gegeben, daß die Veranlagungslisten für die Einkommensteuer für das Rechnungsjahr 1930 in der Zeit vom 17. November bis 14. Dezember d. J. im städtischen Steuerbüro auf der ulica Pocztowa 16, 1. Stockwerk, Zimmer 1, zur öffentlichen Einsichtnahme für die interessierten Steuerzahler ausliegen. In Frage kommen Steuerzahler aus den Stadtteilen Boguschütz, Domb, Zalenze, Brynow und Ligota. Die Listen sind einzusehen täglich in der Zeit von 8 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags. x.

Bevölkerungsbewegung in Groß-Kattowitz. Im Monat Oktober umfaßte die Gesamtbevölkerungsziffer von Groß-Kattowitz insgesamt 130 645 Einwohner. Eingetragen wurden 196 Lebend- und 8 Totgeburten. Gestorben sind 104 Personen. Verzogen waren nach anderen Ortschaften und dem Ausland 1070, dagegen sind nach der Wojewodschaftshauptstadt 1025 Personen zugezogen. Darunter befanden sich 488 männliche und 537 weibliche Personen. Im Monat Oktober wurden insgesamt 161 Eheschließungen gemeldet. y.

Schwerer Verkehrsunfall. Auf der ulica 3. Maja wurde von einem Halblastauto der 64jährige Magistratsangestellte Thaddeus Zolondkowski aus der Ortschaft Baranowicz angefahren und erheblich verletzt. Der Verunglückte erlitt einen Bruch der rechten Hand. x.

Hinter Schloß und Riegel. Festgenommen wurde von der Polizei der Josef Czipura, ohne ständigen Wohnsitz, welcher beschuldigt wird, mehrere Bodendiebstähle in Kattowitz und Umgegend verübt zu haben. Der Täter wurde in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert. x.

Zawodzie. (Ueberfall auf zwei Frauen.) In der Nähe der Kunigundehütte wurde auf die Klara Obst von der ulica Marjacka 18 und die Marie Brylkow von der ulica Krakowska 42 ein Ueberfall verübt. Der Täter stahl unter verschiedenen Drohungen den Ueberfallenen zwei Handtäschchen mit kleineren Geldbeträgen, ein Kopftuch sowie drei Patentschlüssel. Der Täter ist etwa 22 Jahre alt und von mitelmäßiger Größe. Er trug einen grauen Anzug. Beim Auftauchen des Straßenräubers ist die Polizei unverzüglich in Kenntnis zu setzen. x.

Der schlesische Klerus im Kampfe mit der Sanacja

Die 11 entschlossenen Katecheten — Sie wollen das Sanacjalied nicht singen — Die Sanacja platzt vor machtloser Wut — Sie sammelt das Material — Zongollowicz soll helfen — Ein frommer Katholik hat den Mund zu halten

Jeder, der die deutsche Sprache halbwegs beherrscht, wird auch das Sprichwort kennen: „Wessen Brot ich eß', dessen Lied ich sing'." Das trifft auch meistens zu, aber es gibt auch Ausnahmen. In unserer engeren Heimat wird ein rücksichtsloser Wahlkampf geführt. Die „Brotgeber" wollen die „Brotnehmer" zum „Lied singen" zwingen. Als „Brotnehmer" meinen wir im vorliegenden Falle die Staatsbeamten. Sie sollen öffentlich wählen, denn man rechnet damit, daß sie bei einer öffentlichen Wahl nicht soviel Mut aufbringen werden, für eine oppositionelle Liste zu stimmen. Erst am Sonntag findet die erste Abstimmung statt und schon mußten zahlreiche Beamten, Oberschlesier, im „Interesse des Dienstes" nach dem polnischen Osten auswandern. Sie wollten das „Lied nicht singen", bezw. sie widersetzten sich dem Grundsatz über das „Lied singen".

Die Oberschlesier sind steif im Nacken und sie verstehen auch ihren Mann zu stellen. Die Sanacja hat angeordnet, daß alle Staats- und Kommunalbeamten, samt den Familienmitgliedern, unter Aufsicht öffentlich wählen müssen. Wir hören jetzt, daß die Korfantyanhänger, und solche gibt es unter der oberschlesischen Beamtenschaft eine überwiegende Mehrheit, öffentlich wählen werden, aber nicht die Sanacja-, sondern die Korfantyliste. Diese Absicht ist vorhanden und wir zweifeln nicht daran, daß sie ausgeführt wird. Da werden die Oberschlesier nach dem „fernen Osten" auswandern müssen bis sie gelernt haben, das „Lied zu singen."

Als Ostoberschlesien noch zu Deutschland gehörte, so sprach man im polnischen Lager von den „Brandenburskie Piaski" (Brandenburger Sandgegend), wo jene deutschen Staatsbeamten verschickt wurden, die sich zu den Polen bekannt haben. Die „Brandenburskie Piaski" unterscheiden sich wesentlich von den polnischen östlichen Gebieten, so wie überhaupt der Westen von dem Osten.

Wir haben noch eine andere Gruppe von „Brotnehmern", die das „Lied nicht singen" wollen. Das ist der Klerus. Die Erklärung des Klerus in dem Teschener Gebiet für die Korfantypartei haben 11 geistliche Religionslehrer unterschrieben. Die Katecheten (Religionslehrer) werden vom Staate besoldet und sie müßten auch das Lied der Sanacja singen, denn der Staat und die Sanacja, das ist nach der Auffassung der Sanatoren dasselbe. Sie wollen aber nicht. Sie essen das Brot und das Lied lassen sie die Sanatoren allein singen. Diese 11 Unterschriften der Religionslehrer in dem Teschener Bezirk liegen der Sanacja im Magen und können nicht verdaut werden. Wären das gewöhnliche Sterbliche gewesen, so würde man sie nach dem Osten schicken oder sie den Aufständischen empfehlen, aber es sind Geistliche und da muß man anders verfahren. Das Kattowitzer Sanacjaorgan ringt die Hände aus Verzweiflung und sagt dazu: „Wir stehen vor einer überaus traurigen Erscheinung, die in ihren Konsequenzen außerordentlich bedrohlich ist. Durch die Unterschriften stellten sich die Katecheten zwischen Regierung und Staat einerseits und der Jugend, die ihnen anvertraut wurde, andererseits. Haben doch die Regierung und der Staat das Recht, daß in der Jugend das Staatsempfinden geweckt werde und daß der Staatsgedanke mit dem Glauben in Einklang gebracht werde. Der Träger des Staatsgedankens ist die Regierung. In welchem Geiste wird diese Jugend geführt, wenn sie erfährt, daß ihre geistigen Führer sich offen und klar im Kampfe gegen die Regierung erklärt haben?"

Das Sanacjaorgan in Kattowitz, vom 13. d. Mts. sagt in einem Artikel, daß alle diese Uebergriffe dem künftigen schlesischen Bischof und dem geistlichen Vizeminister Zongollowicz vorgelegt werden. Sonst läßt sich dagegen nichts machen. Was der schlesische Klerus über alle diese Drohungen denkt, geht aus einer Zuschrift des Geistlichen Krol in Rybnik an die „Zachodnia" deutlich hervor. Zuerst erklärte Vikar Krol, daß er die Sanatoren überhaupt nicht als Katholiken betrachte. Dann sagt der Vikar Krol folgendes: „Sollte selbst ein Geistlicher sich etwas zuschulden kommen lassen, so ist es Pflicht eines guten Katholiken, zu schweigen. Lauter klatschende Ohrfeigen, die den Herren Konfraters den Sanatoren versetzen. Sie werden sich gegen diese bei Zongollowicz beschweren und versprechen sich dort Schutz und Hilfe.

Die Geistlichen sind in einer viel günstigeren Lage, als die Staatsbeamten. Der Aufständischenknüppel reicht bis zu ihren geweihten Köpfen nicht hin, auch können sie nach dem Osten nicht versetzten werden.

Mit der öffentlichen Abstimmung läßt sich hier auch nichts ausrichten. Die Konfraters bilden auch die einzigste Klasse von Bürgern im polnischen Staate, die die Bürgerfreiheiten, so wie sie in der polnischen Verfassung vorgesehen wurden, genießen. Das sind freie Bürger, die zwar das Brot des Volkes essen, aber ihr eigenes Lied und nicht das Lied des Volkes singen. Die Sanacja wird sich umsonst bemühen, den Konfraters das Sanacjalied beizubringen. Sie werden es nicht singen und sie werden auch durchsetzen, daß dieses Lied von niemandem gesungen wird.

Königshütte und Umgebung

Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Magistratssitzung beschäftigte sich der Magistrat erneut mit einer Eingabe der Handwerker und Kaufleute, wegen der Eingruppierung der Stadt in die 2. Klasse der Steuerklasse, im Sinne des Gesetzes der Gewerbesteuer. Nach längerer Beratung stützte sich der Magistrat auf den bereits im Jahre 1928 gefaßten Beschluß in derselben Angelegenheit, wiederum mit der Begründung, daß der Magistrat gar keine Handhabe besitzt, um den bisherigen Stand einer Aenderung zu unterziehen. In diesem Sinne soll auch eine eventuelle Anfrage der Handelskammer in Kattowitz beantwortet werden. — Einem dringenden Bedürfnis soll dahin Rechnung getragen werden, indem eine 3. Beratungsstelle für Mutter und Kind in einem städtischen Gebäude an der ulica Wandy, in der Nähe des Altersheimes errichtet wird. — Zwecks Ernennung zum 3. Vorsitzenden für das Versicherungsamt soll Inspektor Leon Podzimski der Wojewodschaft in Vorschlag gebracht werden. m.

Arbeitslosenzahlen. Im Arbeitslosenamt Königshütte sind gegenwärtig 3814 Personen als arbeitslos registriert und zwar: 3283 männliche und 531 weibliche Personen. Arbeitslosenunterstützung beziehen 2000 Personen. m.

Nichtgelungener Freitod. Die 28 Jahre alte Viktoria G. von der ulica Jacka 4 wollte ihrem Leben ein Ende bereiten, indem sie Salzsäure zu sich nahm. Die Tat wurde zum Glück noch rechtzeitig bemerkt und ihre Ueberführung in das städtische Krankenhaus veranlaßt. Der Zustand ist besorgniserregend. Das Motiv zur Tat ist noch unbekannt. m.

Mit 2350 Zloty flüchtig geworden. Ein gewisser Teophil Marzetzki, zuletzt an der ulica 3-go Maja 42 wohnhaft, beauftragte einen gewissen Z. 2350 Zloty an einen seiner Verwandten abzuführen. Derselbe zog es aber vor, damit zu verschwinden. Bisher konnte selbiger noch nicht gefaßt werden. m.

Selbstmordversuch in der Anklagebank. Einen unerwarteten Ausgang nahm gestern ein Prozeß im Schwurgerichtssaal des Königshütter Kreisgerichts. Ein gewisser Alfred Koszady aus Königshütte hatte sich wegen verschiedener Einbruchsdiebstähle die er selbstverständlich nicht ausgeführt haben will, zu verantworten. Der Angeklagte bestritt die ihm zur Last gelegte Schuld, Einbrüche bei Königshüttern Geschäftsleuten ausgeführt zu haben und berief sich auf verschiedene Bekannte, mit denen er in den Nächten in hiesigen Lokalen verweilt hatte. Diese aber konnten sich nicht der Tage erinnern, an den sie mit dem Angeklagten zusammen waren. Nach der Beweisaufnahme beantragte der Staatsanwalt ein Zuchthausstrafe von 3 Jahren. Laut Beratung wurde der Angeklagte zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt. Hierauf griff der Angeklagte aus einer Tasche ein Fläschchen heraus und ehe der Polizeibeamte ihn daran hindern konnte, hatte er dasselbe durch einen kräftigen Schluck entleert. Bewußtlos brach er in der Anklagebank zusammen und mußte in das städtische Krankenhaus gebracht werden. Nach den ärztlichen Feststellungen hatte der Angeklagte Lysol zu sich genommen. Wie der Angeklagte während der Untersuchungshaft zu diesem Gift gekommen ist, bleibt unerklärlich. m.

Schwere Bestrafung einer Einbrecherbande. Gestern hatte sich vor der erweiterten Strafkammer in Königshütte eine siebenköpfige Einbrecher- und Diebesbande wegen Ausführung verschiedener Diebstähle zu verantworten. Nachdem, dem Antrage des Staatsanwalts, die Angeklagten einzeln zu vernehmen, stattgegeben wurde, kam der Anklageakt zur Verlesung, aus dem zu entnehmen ist, daß sie in Chorzow einige Kiosken vollständig ausgeplündert haben, dem Bahnhof in Chorzow einen Besuch abstatteten, indem sie Diebstähle aus erbrochenen Güterwaggons ausführten, sich darauf hin nach Posen begaben, um daselbst Pferde zu stehlen. Mit einem gestohlenen Wagen eines Landwirtes begaben sie sich, um nicht aufzufallen, nach Oberschlesien, um die Beute in Sosnowitz an den Mann zu bringen. Hierbei bedienten sie sich falscher Papiere. Die Fälschung wurde aber rechtzeitig erkannt und die Gesellschaft von der Polizei verhaftet. Die Ueberführung erfolgte bald darauf in das Königshütter Gerichtsgefängnis. In der gestrigen Verhandlung fällte das Gericht folgendes Urteil: Hermann Szreter 2 Jahre Gefängnis, Kazimir Guzy 2 Jahre Gefängnis, Adolf Machon 18, Franz Zatka 3, Johann Dzialach 5, Vinzent Spinczek 1 und Leopold Pelka 7 Tage Gefängnis. m.

Siemianowitz

An unsere Wähler-innen.

Die zur Zeit herrschenden terroristischen Zustände erlauben es nicht am Wahltage unsere Zettelsteher auf ihre Posten zu stellen, wenn bis dahin nicht die Polizei energisch durchgegriffen haben sollte. Darum bediene sich jeder der als Beilage zum „Volkswille" verausgabten Zettel, indem diese in der bekannten Größe ausgeschnitten werden. Die überzähligen Zettel können im Bekanntenkreise weitergegeben werden. Bei vollständiger Ermangelung eines Wahlzettels kann ein solcher selbst aus weißem Papier zugeschnitten und mit der Wahlnummer versehen werden. Es dürften jedoch immer Vertrauensleute erreichbar sein, welche Wahlzettel mit sich führen.

Keinesfalls ist es zu vergessen, daß jeder intelligente Hand- und Kopfarbeiter, die Arbeitslosen, Witwen, Waisen und Bedrängten, die Kriegs-, Unfall- sowie Altersinvaliden, alle freigewerkschaftlich Organisierten und Parteimitglieder mit ihren Angehörigen nur die eine wahre Arbeitnehmerliste mit der

Nr. 22

wählen! N. B.

Welches ist mein Wahllokal? Die früheren Kommissionslokale sind für die Warschauer und Schlesischen Sejmwahlen nicht maßgebend. Gewählt wird: :Kommission 36: Beuthenerstraße 1—62, Wahllokal Zimmer 11 der Gemeinde. — Nr. 37: Beuthenerstraße 63—80, Ogrodowa und Michalkowitzerstraße, Schule Mickiewicza auf der Michalkowitzerstraße. — Nr. 38: ul. Gornicza, Kosciuszki, Kol. Richter und Wenglowa, Schule Sienkiewicza, in der Kolonie Aegypten. — Nr. 39: ul. Pawlowskiego, Damrota, Dombrowskiego, Staczyca, Wilsona, Pocztowa, Krasinskiego, Plac Wolnosci und 3-go Maja. Kommunalgymnasium Poststraße. — Nr. 40: ul Pawlowa, Krotka, Barbary, Lipowa, Schloß, Dominium und Bienhof. Schule Pyramowicza, Schloßstraße. — Nr. 41: ul. Wandy, Stabika. Bibliothek T. C. L. Dworcowa. — Nr. 42: ul. Smilowskiego und Bahnhofstraße. Schule Jadwigi. — Nr. 43: ul. Boczna, Hallera, Szeflera, Dworcowa, Glowackiego, Piastowska von Nr. 1—6. Restaurateur Prochotta am Bahnhof. — Nr. 44: ul. Matejki u. Piastowska 7—10. Restaurant Grzondziel. — Nr. 45: ul. Fabriczna, Georg, Rydla, Stenslickiego, Padewska, Sypialna, Srokowiecka, Siemianowicka, Konopnicki, Sypialniana, Srokowskiego, Konopnicki, Lelewela, Plebiscytowa, Stalmacha, Alt Czakaj. Schule Kopernika Georgstraße. — Nr. 46: ul. Mickiewicza, Korfantego, Szyb Sary; Schule Konarskiego, ul. Stabika. — Nr. 47: ul. Piaskowa, Slowackiego, Myslowicka, Kilinskiego, Cmentarna, Polna, Szyb Milowski; Schule Staczyca, Polna 9. — Nr. 48: ul. Sobieskiego, Browarowa; Schule Reja, ul. Szkolna. — Nr. 49: ul. Karola Miarki, Jadwigi, Kopernika, Ligonia; Schule Kocziskiego, ul. Szkolna 6. — Nr. 50: ul. Jagielonska, Floriana, Szkolna, Parafialna; Schule Jagielly. Szkolna 8. — Nr. 51: ul. Katowicka, Pilsudskiego. Hutnicza, Kopalniana, Sienkiewicza, Plac Piotra Skargi, Koscielna, Kol. Hutnicza; Restaurant Wzwatek.

Anmeldungen zur Stammrolle. Die jungen Leute des Jahrganges 1910 haben sich in der Zeit vom 17. bis 21. d. Mts. im Zimmer 6 der Gemeinde zu melden. Vom 22. bis 30. November haben sich diese zu stellen, welche aus irgendeinem Grunde sich an dem vorgeschriebenen Termin nicht stellen konnten. Nichtbefolgung der Verordnung wird mit Geldstrafe bis zu 500 Zl. belegt.

Apothekendienst. Den Apothekendienst versieht am Sonntag und wochentags nachts die Berg- und Hüttenapotheke.

Straßenverschönerung. Die Gemeinde vervollständigt zur Zeit die Bepflanzung sämtlicher Straßen durch Baumanpflanzungen. Es kommen 1500 Bäumchen in Frage, die der Gemeindegärtnerei entnommen werden.

Diesmal galt es einem Mädchen. Noch vor dem Antideutschen Wiec überfiel unsere Bojowka an den Kammerlichtspielen das Mädchen Lex und verprügelte die Bedauernswerte. Als sie sich den Händen der Leute entriß, wurde mit Steinen nach ihr geworfen. Die Mißhandlung wurde ihr zuteil, nur weil sie deutsch sprach. Wir möchten darum gern wissen, warum die Sanacja deutsche Wahlplakate verteilt?

Wiedermal deutsche Zeitungen zerrissen. Trotz verschiedener Kniffe, welche die Zeitungsausträger sich aneignen mußten, ist es einigen jungen Kerlen doch gelungen, wieder eine Austrägerin der „Kattowitzer Zeitung" zu überfallen. Dem Mädchen wurden sämtliche Zeitungen weggenommen und zerrissen. Es scheint für diese Zwecke eine besondere Zeitungsstürmertruppe von jungen Burschen zusammengestellt zu sein, die vorwiegend aus jungen Burschen besteht.

Die unruhige Zeit wird von den Langfingern wahrgenommen. In der Donnerstagnacht versuchten in das Gemischtwarengeschäft Baum auf der ul. Sobieskiego Nachtwanderer einzubrechen. Sie zerschlugen eine Fensterscheibe, durch deren Klirren die Ladeninhaberin aufmerksam gemacht wurde. Dies ist der dritte vereitelte Einbruch in dieser Woche.

Sie können es nicht lassen. Dem armen Pensionär Rzepla sind die Fensterscheiben eingeschlagen worden. Diesmal gelang es der Polizei die Täter bei frischer Arbeit zu stellen.

Arretierung zweier jugendlicher Banditen. Festgenommen wurde von der Polizei wegen versuchtem Raubüberfall der 23jährige Heinrich Kosmidra, ohne ständigen Wohnsitz, und der Alois Tobel aus Ruda. Nach Beendigung der Voruntersuchungen werden die Beiden in das Gerichtsgefängnis eingeliefert. x.

Ein Betrüger von der Polizei ermittelt. Wegen Betrug und Veruntreuung zum Schaden der Firma „Beitz" aus Kattowitz wurde von der Polizei der Grubenaufseher Ferdinand Wrobel von der ul. Browarowa ermittelt. Weitere polizeiliche Untersuchungen in dieser Angelegenheit sind im Gange.

O du mein Edelweiß. Aus einem Korridor wurde zum Schaden des Georg Posne ein Herrenfahrrad, Marke „Edelweiß" Nr. 507 308, im Werte von 300 Zloty gestohlen. Vor Ankauf wird polizeilicherseits gewarnt. x.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Ein Dorfbürgermeister

Von Karl Ullrich

Seit ich ihn von sieben Jahren kennengelernt habe, ist mir ein gelegentlicher Besuch bei ihm schlechthin unentbehrlich geworden. Das kleine sächsische Dorf, dem er vorsteht, zählt etwas über 200 Einwohner. Die meisten seiner Männer gehen als Arbeiter in den nahen Steinbruch oder in die etwas entferntere Stadt in die Fabrik Die jungen Burschen und Mädchen arbeiten in Spinnereien, machen Blumen oder sind auf dem Rittergutshofe im Nachbardorfe beschäftigt.

Auch einige Wirtschaftsbesitzer sind im Orte, der Bürgermeister selbst zählt zu ihnen.

Die Gemeinde ist also bestimmt kein Dorf, das Eindruck macht. Wenngleich man auch nicht von einem Arme-Leute-Dorf sprechen kann. Der kleine Kartoffelacker, der wohl zu jedem Hause gehört, und die Kuh oder wenigstens die Ziege, die auch die ärmste Familie im Stalle stehen hat. schützen selbst in Zeiten der Not vor letzter Verarmung.

Wer aber wagen wollte, angesichts der Bescheidenheit des Dorfes — das übrigens ganz anmutig in lieblicher Felderlandschaft liegt — auf die Bürgermeisterei zu schließen und der Meinung sein wollte, der Bürgermeister eines solchen Ortes könne seine Geschäfte im Schlafe erledigen, würde sich sehr täuschen. Das Gegenteil ist der Fall. Der eigentümliche Mischcharakter des Dorfes als halb proletarisches, halb kleinbürgerliches Gemeindewesen verlangt vom Bürgermeister eine Vielseitigkeit der Kenntnisse, von der der Uneingeweihte meist keine Vorstellung hat und von der man oft meinen kann, sie gehe über die Kraft des Mannes hinaus, der doch mit keiner anderen als einfachster Gemeindeschulbildung sein Amt verwaltet

*

Obgleich die Erntewochen ungefähr die ungünstigste Zeit sind, den Bürgermeister zu besuchen, haben wir es doch gewagt. Es ist Sonnabend abend, als wir eintreffen und wir finden in der Wirtschaft noch alle Hände rege. Der Bürgermeister ist eben vom Felde hereingekommen.

Wir sollen nur immer in die Stube gehen, meint er, nachdem er uns freundlich begrüßt hat.

Wir tun es und sind die nächsten zwei Stunden uns selbst überlassen. Als der Bauer dann kommt, ist er schweigsam. Die Anstrengung des Erntetages sitzt ihm noch in den Gliedern und wir machen uns wenig Hoffnung, ihn heute abend noch zu einem Gespräch zu bekommen Doch wir irren uns. Wir haben uns kaum am Tische niedergesetzt, um mit der Familie gemeinsam die Pfanne Bratkartoffeln auszulöffeln, die ebenso jeden abend auf dem Tische steht wie am Morgen die Roggenmehlsuppe, als er auch schon zu fragen beginnt. Wir kommen aus der Stadt und müssen seiner Meinung nach über vieles mehr unterrichtet sein als er hier in seinem Dorfe. Es ist nicht so. Wir wissen nur wenig mitzuteilen, was er nicht bereits weiß und wir kommen gleich zu Beginn der Unterhaltung mit ihm aus der Verwunderung darüber nicht heraus, wieviel dieser Mann trotz der anstrengenden und drängenden Erntearbeit, die gerade die jetzigen Wochen füllt, weiß. Aber unser Gastgeber ist nicht nur unterrichtet, sondern auch ungemein interessiert. Er erscheint mir als Typus eines gesunden politischen Menschen, das heißt, eines Menschen, der allen Fragen des öffentlichen Lebens ernsthaft nachspürt, weil er weiß oder fühlt, daß es keine Fragen gibt, die nicht zu seinem Leben und Schaffen Beziehung haben. Dabei ist er in einer Weise sachlich, die man drinnen in der Stadt kaum noch kennt und die Grund dafür ist, daß eieem das politische Gespräch hier zum Genuß wird.

Nachdem einmal die Zungen gelöst sind, kommt unser Gastgeber auch auf seine Bürgermeistertätigkeit zu sprechen. Wieder sind wir erstaunt darüber, wie warm er über diesem Thema werden kann und wie instruktiv er über jede angeschnittene Frage spricht. Man könnte meinen, sich in einem staatsbürgerlichen Seminar zu befinden, so mannigfaltig und vielgestaltig sind die Erörterungen, die gepflogen werden.

„Nehmen Sie irgendeinen höheren Beamten der Behörde. Einen Regierungsrat etwa. Und setzen Sie das, was er arbeitet in Vergleich zu unserer Tätigkeit. Er arbeitet in seinem Ressort und es sind bei aller Unterschiedlichkeit doch immer wieder die gleichen oder ähnlichen Fälle, die ihm zur Entscheidung vorliegen. Zu uns hingegen kommt schon ein Mann oft in neunerlei Angelegenheiten. Und wenn, was durchaus keine Seltenheit ist, zehn Mann mit ebensoviel Wünschen und Anliegen kommen, dann heißt es für uns, auf neunzig Fragen neunzig Antworten geben."

Es ist stärkstes Selbstbewußtsein, das aus diesen Worten des Bauern spricht.

*

„Bleiben Sie einige Wochen zu Hause Wenn Sie die Augen offen halten, werden Sie ein besseres Bild von unserer Tätigkeit erhalten, als ich es Ihnen mit einigen Worten vermitteln kann."

Unser Gastgeber braucht die Einladung nicht zweimal auszusprechen. Wir bleiben und halten die Augen offen. Und wir haben reichen Gewinn davon. Ein Student der Rechtswissenschaft könnte sich kein lebendigeres, kein anschaulicheres Kolleg über Gemeinderecht wünschen, als uns in diesen Wochen zuteil wird. Unser Bürgermeister hatte durchaus nicht übertrieben, als er mit stolzen Worten die Bedeutung und den Umfang seiner Tätigkeit charakterisierte. Seine einfache Amtsstunde erscheint einem, je öfter man den Verkehr in ihr beobachtet, als ein Mikrokosmos der komplizierten Verwaltungsmaschine des Staates. Sie ist Polizeiamt, Wohlfahrtsbehörde, Steuerobrigkeit, Bauverwaltung, Vormundschaftsgericht, Arbeitsamt, Feuerlöschbehörde und noch vieles mehr. Und so oft seine Stube behördliches Verwaltungszimmer ist, so oft muß der Bauer selbst verantwortlicher Funktionär sein. Aber damit nicht genug. Das Bürgermeisteramt ist über allen verpflichteten amtlichen Verkehr hinaus noch Rechtsberatungsstelle für Hunderte von privaten Fragen

„Die Leute im Dorfe können natürlich alle lesen und schreiben. Aber sie haben eine Abneigung gegen jede schriftliche Arbeit und helfen mir lieber einen Nachmittag auf dem Felde, als daß sie eine halbe Stunde schreiben", erzählt uns der Bürgermeister. „Ob ein Antrag auf Mietzinssteuererlaß, ein Gesuch um Strafaufschub, eine Meldung an die Versicherung oder sonst eine wichtige schriftliche Arbeit abgefaßt werden muß, man kommt zu mir"

In immer neues Erstaunen versetzt uns angesichts der Mannigfaltigkeit der Anforderungen, die an ihn gestellt werden, die Sicherheit, mit der unser Gastgeber so gut wie jeder Aufgabe gerecht wird Wir sehen uns in der Stube nach Büchern um, aus denen er Rat und Wissen schöpfen kann. Was wir entdecken ist nicht viel, sind einige Zeitungen und Zeitschriften, wie das Reichsgesetzblatt, die Staatszeitung, einige Handbücher.

„Die Zeitungen, ja sehen Sie, die muß ich halten. Lesen kann ich sie erst das zehntemal. Nicht einmal im Winter bleibt einem die notwendige Zeit dafür."

Wenn wir den Bürgermeister trotzdem nie verlegen finden, so einfach deswegen, weil er mit einem seltenen Maße gesunden Menschenverstandes begabt ist. „Ich muß versuchen, das Grundsätzliche eines Falles, der mir zur Entscheidung vorliegt, zu behalten. Im übrigen aber heißt es für mich jeden Fall neu zu durchdenken." Nun, und daß es an diesen neuen Fällen niemals fehlt, haben wir in den Wochen unseres Aufenthaltes in der Bürgermeisterei nur zu sehr erfahren. Man braucht nur ein wenig mit dem Dorfleben vertraut werden, um die Probleme zu sehen, die unserem Bauern eines Tages zur Lösung, zum mindesten aber als Frage, vorliegen. Da ist, um nur weniges herauszugreifen, die Erwerbslosigkeit. Alle Möglichkeiten, die es in der Erwerbslosenfrage gibt und zu deren Verantwortung in der Stadt oft der ganze Apparat eines Arbeitsamtes in Bewegung gesetzt werden muß, kommen im Laufe der Jahre auch in diesem Dorfe einmal vor. Der Bürgermeister ist meist nicht zuständig. Zuerst aber werden sie doch ihm unterbreitet.

Ob ein Kind auf Kosten der Gemeinde in die Pflegeanstalt soll, ob ein altes Haus nur ausgebaut oder niedergerissen und neugebaut werden soll und in welchem Falle ein Baukostenzuschlag berechtigt, notwendig, wünschenswert ist — die Beantwortung liegt beim Bürgermeister.

Dabei muß man sich hüten, den Mann bei Anerkennung seines Könnens als Tausendsassa zu betrachten, dem die Bewältigung all dieser Aufgaben überhaupt keine Schwierigkeiten bereitet. Seine Tätigkeit wird ihm manchmal sogar sehr schwer und der Respekt vor seiner Leistung wächst noch um ein Beträchtliches, wenn man sieht, wie langsam ihm zuweilen die Feder über das Papier läuft, wie lange es mitunter dauert, bis ein Schriftstück, die ihm gültig erscheinende stilistische und gedankliche Form gefunden hat.

Allen gelegentlichen Schwierigkeiten zum Trotz steht unser Bürgermeister doch mit fühlbarer Freude in seinem Amt. „Je verworrener und undurchsichtiger sich eine Angelegenheit oft erweist", gesteht er einmal, „um so mehr reizt es mich, sie durchzuführen. Dabei geht es uns nicht selten wie einem Wanderer in einem wilden, schier unwegsamen Tale. So wie es diesem vielleicht an Mut fehlen würde, weiter vorzudringen, wüßte er, welche Hindernisse sein Fortkommen erschweren, so würde wahrscheinlich auch uns mitunter die Kraft fehlen, eine Sache zu Ende zu bringen, wüßten wir auch nur annähernd um ihre Kompliziertheit."

*

Welche Schwierigkeiten entwickeln sich für unseren Dorfbürgermeister aus den engen persönlichen Beziehungen, die er zu seinen Dorfgenossen hat. Wie leicht ist es ausgesprochen, daß amtlicher Dienst nichts mit privatem Leben zu tun hat und wie schwer ist der Grundsatz oft durchzuführen. Der Bürgermeister weiß wohl, was behördlicher Dienst erfordert. Aber die lieben Nachbarn und befreundeten Dorfgenossen. Da löst sich manches vertraute Band, nur weil der Bürgermeister in einer Sache anders entschied, als es das Mitglied der Gemeinde wünschte. Zwei Dörfler streiten sich um einen Wiesenstreifen, oder darum, daß des einen Federvieh zu häufig des anderen Garten heimsucht. Der eine wie der andere kommt zum Bürgermeister gelaufen und klagt. Wie sich nun der Büergermeister auch verhält, welchen Entscheid er fällt, er wird Mißstimmung erzeugen. Ein Arbeiter, der gelegentlich in der Wirtschaft des Bürgermeisters geholfen hat, hat eine Besorgung in der Stadt. Er legt, da er zur Stempelzeit nicht da ist, seine Karte in der Bürgermeisterei nieder. Der Bürgermeister verweigert den Stempel trotz der Beziehung des Mannes zur Familie. Darob natürlich abermals Mißstimmung.

„Die Leute", erzählt der Bauer, „wissen nicht, was sich aus solch einem freundschaftlichen Dienst entwickeln kann und gehen verärgert ab. Ich kanns nicht ändern. Der erste Streit ist besser als der letzte. Und da ich unabhängig bin, mag vom Hofe wegbleiben, wer nicht kommen will."

„Unangenehmer freilich", so gesteht er ein andermal, „kann so ein Abbruch der Beziehungen für jenen Bürgermeister ausgehen, der nicht in gleicher Unabhängigkeit dasteht, sei es, daß er Geschäftsmann ist oder sonst sich in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Dorfgenossen befindet. Da setzt mancher stillschweigende Boykott als Folge einer lästigen Entscheidung ein. Das Ergebnis ist, daß der Bürgermeister nur auf den Tag wartet, an dem er sein Amt in die Hände der Gemeinde zurückgeben kann."

Paß auf, Prolet!

Das Sprichwort soll ein Wahrwort sein?
Prolet, fall' nur nicht drauf hinein.
Ich hoffe nein.

Was du nicht willst, daß man dir tu,
das füge ja den andern zu.
Gehst sonst kaputt.

Wer andern eine Grube gräbt,
der ist es, der am längsten lebt.
Paß auf, Prolet!

Den Nächsten liebe so, wie dich,
mein Bester, oh, bezähme dich,
Bis dich der Nächste liebt.

Es heißt, daß einmal keinmal ist,
dies Sprichwort ist auch Hinterlist,
Frag' das Gericht.

Versuch es mal, sei fromm und brav,
und lass' dich scheren, wie ein Schaf...
Hihi hohooo.

Du hörst, man lacht dich aus zuletzt,
Zuletzt lacht, wer sich durchgesetzt.
Paß auf, Prolet!

Alfred Auerbach.



Panik beim Lordmayors-Festzuge in London

Der traditionelle Umzug, mit dem in London am 10. November die Amtseinführung des neuen Oberbürgermeisters gefeiert wurde, erfuhr einen bedauerlichen Zwischenfall. Die vier im Festzuge mitgeführten Elefanten wurden wild und versuchten auszubrechen. Bei der Panik, die die auseinanderstiebenden Zuschauer ergriff, wurden Frauen und Kinder zu Boden getreten und 20 Personen verletzt.

Die Geschichte einer Liebe

Von Hans Zanten.

Obwohl alle sie rühmten, war sie nur eine unzulängliche Schauspielerin. Sie konnte nur schlecht Komödie spielen und von der Kunst der Maske verstand sie wenig. In tausend Gestalten spielte sie sich selbst. So war die Duse, die niemals Schminke und Perücke nahm, weil diese nur hätten verhüllen können, was zu offenbaren das Geheimnis ihrer Kunst war. Drum sieht, wer es versteht, solche Menschen ebenso gerne auf der Straße, wie im Theater.

Damals freilich lagen mir solche Gedanken fern. Ich war sechzehn Jahre alt, als ich sie zum erstenmal sah. Sie spielte in einem jener kleinen, selten aufgeführten Goetheschen Dramen. Ich kann heute nicht mehr sagen, woran es lag, daß ich sie an jenem Abend zu lieben begann; und lange Zeit hindurch blieb es eine wirkliche Liebe. Sie hat nie etwas von mir gewußt, und doch kann man nicht sagen, daß es eine Liebe aus der Ferne war. Denn wir waren sehr oft beisammen; in der Straßenbahn vor allem und einmal sogar beim Souper. Vieles war wie bei einer richtigen Liebe: Freunde, schlaflose Nächte und das schlechte Gewissen, wenn man etwas Böses angestellt hat. Und einen besonderen Vorteil hat solche einseitige Liebe: es fehlen die Verwicklungen, die sich immer ergeben, wenn an einer Sache mehr als eine Person beteiligt sind. Nur das Ende war traurig, fast wie bei einer wirklichen Liebe.

Doch ich will erzählen: Am ersten Abend habe ich vergebens am Bühnenausgang gewartet. Sie war wohl durch eine andere Tür gegangen. Mitternacht war vorüber, als ich nach Hause ging. Es war ein trüber Abend und ein feiner Regen fiel.

Am nächsten Abend stand ich wieder beim Ausgang, aber erst am dritten Tag hatte ich Glück: sie ging allein weg, ich neben ihr, freilich nur so, daß es ihr nicht auffallen konnte. Wenn wir an einer Laterne vorbeikamen, versuchte ich ihr Gesicht zu sehen und ihre Gedanken zu erraten.

An diesem ersten unserer gemeinsamen Abende begleitete ich sie mit der Straßenbahn bis zu ihrer Wohnung. Das war unser häufigster Weg. Nachher schlenderte ich dann gewöhnlich auf Umwegen nach Hause, das Herz schwer oder leicht, je nachdem, was mir gerade einfiel: ihr betörendes Lächeln, das sie heute dem Portier geschenkt hatte, oder ihre hilflose Verzweiflung damals auf der Bühne.

Nur einmal war ich wütend, obwohl unser Abend recht amüsant begann. Sie ging nämlich in ein nobles Restaurant, und da ich ihr zu Ehren abends immer meinen besten Anzug anhatte und zufällig auch etwas Geld bei mir trug, folgte ich ihr.

Es waren nur noch sehr wenige Gäste da, und die Sache schien nicht ungefährlich: ich konnte auffallen. Aber obwohl ich mir natürlich dasselbe bestellte wie meine Freundin, fiel niemandem etwas auf und alles ging gut, bis — ja bis sie abgeholt wurde. Ich erkannte ihn gleich: er war auch vom Theater und sehr berühmt. Der Teufel soll ihn holen! Mit Tränen der Wut in den Augen rannte ich nach der entgegengesetzten Richtung davon. An diesem Abend habe ich beschlossen, auch ein berühmter Mann zu werden.

Viele Abende habe ich so ungestört in ihrer Nähe verbracht, und einmal habe ich sogar mit ihr gesprochen.

Das kam so: Bei einer unserer Fahrten gelang es mir, in der vollbesetzten Straßenbahn einen Sitzplatz zu erobern; den wollte ich ihr anbieten. Anfangs stand sie ein ziemliches Stück von mir entfernt, und über alle Leute hinweg konnte ich sie nicht gut rufen, das wäre aufgefallen und hätte gegen meine bisher beobachtete Taktik verstoßen. Ich war also auf die Energie des Schaffners angewiesen und mußte warten, bis es ihm einfiel „Bitte, vorgehen!“ zu rufen. Doch das konnte lange dauern und bis dahin war vielleicht alles verloren. Wie leicht konnte sie einer der Fahrgäste erkennen und ihr seinen Sitz anbieten! Aber glücklicherweise geschah nichts dergleichen und schließlich brachte sie ein Schub in meine unmittelbare Nähe. Da — knapp vor der Erfüllung meiner Träume — stand plötzlich wie aus dem Boden geschossen neben ihr eine ältere Dame, die alle meine Pläne vereiteln konnte. Denn jetzt war es unmöglich aufzustehen. Selbst wenn ich meine Geliebte noch so energisch eingeladen hätte, Platz zu nehmen, sie hätte selbstverständlich der alten Dame den Vortritt gelassen und alles wäre verloren gewesen. Doch es kam anders. Mir gegenüber saß ein Herr, der weniger ausgeprägte Beziehungen zu den stehenden Fahrgästen unterhielt und der alten Dame ohne weiteres Platz machte. Nun hieß es rasch handeln. Ich stand auf, und mit einer nicht mißzuverstehenden Wendung meines Kopfes lud ich sie ein, sich niederzusetzen. Ich hätte dies auch mit Worten tun können, aber ich schwieg, und sie sagte „Danke“ und sah uninteressiert an mir vorbei zum Fenster hinaus...

Eines Tages beschloß ich, meine reservierte Haltung aufzugeben; ich kaufte zwei Orchideen, gelb mit roten Flecken und weißen Kelchblättern. Dann schrieb ich einen Brief in dem ganzen Ueberschwang meines verwundeten Herzens. Ich erinnere mich des Inhalts nicht mehr genau, ich weiß nur, daß die wenigen Zeilen erst nach Stunden fertig waren.

Während der Vorstellung begab ich mich zum Bühnenausgang, überreichte dem Portier ein Trinkgeld, Brief und Blumen mit dem Bemerken: „Für Frau...“

So schien alles geglückt und ich wollte jetzt nur noch die Freude haben, sie mit meinen Blumen in der Hand nach der Vorstellung zu sehen.

Die Vorstellung war schon seit einer Viertelstunde zu Ende.

Was nur heute los war? Ueberall wurden schon die Lichter ausgelöscht. Nur im ersten Stock waren zwei Fenster erleuchtet: die Direktionskanzlei, wie ich wußte. Sollte sie...? Alle Geschichten vom Theaterdirektor und der Schauspielerin fuhren mir einen Augenblick lang durch den Kopf. Doch das war ein lächerlicher Einfall!... Plötzlich kam mir eine dunkle Ahnung. Wie ein Wilder lief ich an die Vorderfront des Gebäudes. Dort hing ein Programm, aber das des nächsten Tages. Doch um die Ecke fand ich eines. Es war dort recht finster. Ich versuchte in fiebernder Hast, zu lesen: Der König... Herr..., Die Königin... — mir stockte der Atem — da stand ein fremder Name!

Später las ich in der Zeitung: Frau... ist auf längere Zeit verreist. Ihre Rolle spielt jetzt...

Das war das letzte Abenteuer mit meiner Geliebten. Sie war dann längere Zeit nicht mehr in Wien, und als sie zurückkam, hatte ich nicht mehr das große Herz eines sechzehnjährigen Buben, war älter und — gleichgültiger geworden gegen das Märchen im Leben.

Lange hing ihr Bild als einziges in meinem Zimmer. Jetzt hängt eine Landkarte dort. Das ist sachlicher und bringt einen auf vernünftigere Gedanken.

Emilie oder der Sieg des Weibes

Von Kurt Heynicke.

Allabendlich, wenn der Maurer Hermann Leitmeier nach Hause kam und seine bekalkt n Stiefel in der engen Wohnküche abtrat, war Sturm in der Ehe. Dieses Unwetter traf zuverlässiger ein als alle meteorologischen Voraussagungen. Nichtige Anlässe fegten es herauf und Emilie Leitmeier wetterleuchtete zornig mit ihrem scharfen Munde, darauf folgte meist Donner und Schlag aus den Fäusten des Mannes und sogleich duckte sich Emilie.

Hermann Leitmeier war nicht tapfer, aber er fühlte, daß er seine Frau mit Gebrüll und einem gelegentlichen Hieb überrennen müsse. Dadurch hatte sich Emilie einmal verblüffen lassen und nun befolgte er die Taktik immer.

Dann, wenn sie schwieg, erwachte er zum Siegestaumel, Rausch des Alkohols mischte sich mit der Trunkenheit, die er über den Schwall seiner Worte empfand und der Gipfel des Gepolters war immer, daß er schrie, er werde seine Frau noch einmal totschlagen.

Darnach ging Leitmeier meist mit abebbender Wut in das Schlafzimmer und Emilie blieb in der Küche verkrochen neben dem Herd, bis sie den Mann schnarchen hörte. Unter der Musik seiner Schnarchtöne suchte sie dann leise und demütig das eheliche Leger auf.

Aus d m Trunk Leitmeiers entstand nicht nur Bosheit, sondern auch Leichtsinn: er ließ seine Frau darben und verlangte doch zu essen und zu wohnen.

Emilie gab den Kampf auf und ging Aufwartung machen, wusch für fremde Leute und erhöhte so sich selbst das geringe Wirtschaftsgeld, welches ihr Hermann hinwarf, mit mag rem Zuschuß.

Bei diesem verfluchten und elenden Leben grub sich Bitterkeit in Herz und Sinn der Frau, suchte Auswege und ließ sich lange halb aus einem Rest von Liebe, halb aus Furcht vor dem Manne, darniederhalten.

Aber immer wenn das Wort vom Totschlagen kam, dieses rohe, gefühllose, gefährliche Wort, ein Wort als Dank für Duldung, Hingabe. Schweigen, hündischer Liebe, wollte jene Bitterkeit aufdonnern wie ein entzündeter Sprengstoff.

Ein Wort ist eine gefährliche Saat. Sicher war ursprünglich dieses: „Ich schlage dich noch einmal tot!“ nicht ernst gemeint, wahrsch inlich wollte der Mann nur die spitze, ihn quälende Zunge seiner Alten zum bangen Schweigen bringen. Aber nach und nach entstand aus dem oft wiederholten entsetzlichen Wort der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Tat, in seinem, als auch in ihrem Hirn.

An ein m Lohntag, als die Frau von der Woche her beim Krämer verschuldet war, und auf den Mann und damit auf Ausschüttung der Lohntüte wartete, kam Leitmeier spät und betrunken heim. Da der größere Teil des Wochenverdienstes bereits flüssig, nämlich zu Schnaps geworden war, sah sich die Frau wieder vor das trostlose Nichts eines verschuldeten Wochenendes gestellt. Da schrie sie dem Manne ihre Wut ins Gesicht.

Dessen durch den Trunk ins Fiebern gekommene Nerv n erregten sich sogleich, er gab wütend und schreiend Antwort, aber die Frau war diesmal nicht zum Schweigen zu bringen.

Sie hatte das Empfinden, als ob heute irgend etwas geschehen würde, sie fühlte in diesen Augenblicken nichts als abgrundtiefsten Haß gegen den Mann, er war ein Vieh, ein Tier, man mußte es binden, unschädlich machen, — die in den Dämmer der Besinnung bisher eingeschlossene Bitterkeit, durch die Qual dieser Ehe gesammelt, überquoll alle Grenzen und flutete heraus.

„Ich schlag dich tot!“ Sie hörte das Stichwort und spannte die Sinne.

„Ich schlag dich tot!“ brüllte er und diesmal, furchtbar, blieb es nicht beim Wort. Der Schnaps zerbiß die Vernunft des Mannes. Er taumelte zur Ofenbank, unter der das Beil lag.

Emilie schrie schrill, als er es faßte, da aber der Mann trunken war, bekam ihm das Bücken nicht, der Stiel mit dem blanken Stahl entfiel ihm wieder.

Jetzt gingen im Herzen der bedrohten Frau Todesangst, Zorn, Wut, Haß eine furchtbare Vereinigung ein: Emilie kam ihrem Manne zuvor und schlug zu, ohne Besinnung, wie um sich selbst zu rett n, aus Schwillen und Selbstbehauptung.

Als Hermann platt und regungslos auf dem Bauche lag, dämmerte langsam Klarheit in ihr. Sie begann zu weinen. Nicht laut. Sie weinte, wie Frauen an den Gräbern schon lange Entschlafener schluchzen, pflichttreu, beruhigt, die Tränen als Tribut spendend. Dann nahm sie ihr Umschlagtuch und ging auf die Polizei.

Der Polizeiarzt stellte fest, daß Leitmeier noch lebte, aber zwei der Schläge, meinte er, würden unbedingt tödlich sein.

Emilie wurde in Untersuchungshaft genommen. Sie hatte eine Schwester, welche besser verheiratet war als sie, diese Schwester besorgte Emilie einen Verteidiger.

Währ nd die Frau nun in Haft saß, empfand sie eine neue, mildere Sonne über ihrem Leben aufgehen. Sie brauchte des Morgens nicht um fünf aufzustehen und nicht abends mit Zittern den tobenden Mann zu erwarten. Sie konnte ihren Leib und ihre Gedank n ausruhen lassen, die Gefängnisordnung war mitleidiger und humaner als die Ordnung ihres bisherigen armseligen Lebens.

Gewissensbisse über ihre Tat empfand sie nicht. Hermann hatte jedes edle Gefühl aus seiner Frau herausgeschimpft und herausgeschlagen.

Der Maurer aber schien seinen Eigensinn auch auf die nun veränderte Lebenslage übertragen zu wollen. Nach dem Befund der ärztlichen Wissenschaften hätte er längst auf dem Seziertisch liegen müssen, als ein von der Polizei rechtlich überwiesenes Objekt. Aber er überraschte die Aerzte und lebte trotz seiner sechs Schädelwunden noch immer, ein Triumphator über anatomische Theorien.

Der Verteidiger störte Frau Leimeier, als sie sich dem Frieden eines Nachmittagsschlummers hingab, der in der Zelle von keiner ehelichen Streitaxt zerschlagen wurde. Rechtsanwalt Orenstein erwartete eine Zerknirschte. Statt dessen fand er eine Glückliche, die ihre Gefangenschaft als einen mit Recht verdienten Urlaub vom bösen Leben b trachtete. Orenstein verließ die Zelle sehr schnell, aber draußen rang er in echter Verzweiflung die Hände, denn er meinte, daß er der Reue der Frau zur Erweichung der Richter bedürfe. Er ging davon, mit ein wenig Nachdenken über soziale Unterschiede belastet.

Es kam der Tag des Gerichts. Emilie erschien brav und bescheiden auf der Anklagebank. Die Zeugenaussagen bildeten einen Triumphzug der Liebe. Alle betonten, daß Leitmeier ein Aas sei, daß er saufe, das seine Frau nur durch das Unwesen des Mannes zu der Tat getrieben worden war.

Schließlich erhob sich unter dem triumphierenden Grinsen des Verteidigers das medizinische Wunder Hermann Leitmeier, der Mann, welcher sechs Beilhiebe überstanden hatte. Er bestätigte, daß die Leute lange noch nicht schlecht genug von ihm redeten, er allein, dabei schlug er sich theatralisch vor die Brust, sei der Schuldige.

Und Emilie saß ernsthaft da und blickte auf den Mann, der nun zu heulen anfing und schwur, daß er keinen Tropfen mehr zu sich nehmen würde von dem unheilbringenden Alkohol und daß ein neues Leben beginnen müsse, wenn ihm Emilie nur verzeihen würde.

Die Frau aber war nicht begierig auf dieses neue Leben. Denn der Mann redete von einer Welt, die lange nicht so schön war als die saubere Zelle, in der sie jetzt hauste. Emilie hoffte durchaus, daß der Zustand der Gefangenschaft noch einige Zeit anhalten würde.

Während der Rede des Verteidigers, — eine Märtyrerin saß auf der Anklagebank — rechnete sie mit Hilfe ihrer Finger aus, wie viele Jahre sie wohl bekommen würde. Als sie bei drei angekommen war, schrak sie auf. „Drei“ hatte sie gehört. Aber es waren nur drei Monate gewesen.

Es war gut, daß sie ihren Traum unterbrochen hatte, denn am Ende hätte die Zelle doch nicht gehalten, was die kühne Romantik Emiliens aus dem Aufenthalt machen wollte und selbst eine Reihe von eingebildeten guten Tagen erträgt der Mensch auf die Dauer nicht.

Drei Monate! Und zag, mit einem sanften Antlitz, in dem tränenfeuchte Augen schimmerten, nahte sich Hermann und überreichte Emilie einen Veilchenstrauß, den er aus seinem Rockschoß holte.

Ihr aber war, als stünde ein anderer Hermann vor ihr, einer, den sie sehr viel früher einmal gekannt hatte und als sei sie selbst wieder Mädchen und lerne ihn jetzt erst kennen. Sie nahm die Veilchen und steckte sie neckisch an die Brust. Der gebändigte Maurer glückstrahlte über dieses Zeichen der Versöhnung.

Als Emilie nach einem Vierteljahr das rote Gitterhaus verließ, erkannte sie zu ihrer Ueberraschung, daß sich das Wunder der Wandlung Hermanns von Dauer erwies. Ohne Worte und mit geschickter Selbstverständlichkeit nahm sie die Herrschaft an sich.

Die früheren Bekannten des Maurers nannten ihn den sanften Hermann und behaupteten, daß Emilie ihm mit dem Beil das Gehirn und den Verstand weich geklopft habe.



Die Stadt Eupen

die im Jahre 1920 zusammen mit ihrem Landkreise und mit Malmedy auf Grund einer Scheinabstimmung von Belgien besetzt und somit von Deutschland losgerissen wurde.

Die Frau des Orang-Utan

Von Joseph Delmont.

Von Palembang auf Sumatra fuhr ich 1891 mit allen Empfehlungen des Gouverneurs der Insel den Moesistrom flußaufwärts. In Sekajoe, an der Mündung des Rawas in den Moesi, wurden die letzten Anschaffungen gemacht. Dort erwartete mich der alte Ghoba Ramah, der mir bei meiner letzten Expedition so vortreffliche Dienste geleistet hatte.

Ghoba Ramah erzählte, daß ich diesmal die ganzen Wälder und Dschungeln voll von Biestern finden würde.

Ich brauchte hauptsächlich Grang-Utans und Riesenschlangen.

Ghoba erklärte, daß sich die Orangs derart vermehrt hätten, daß sie die Felder der Eingeborenen überfielen.

Von Sekajoe ging es den Moesi weiter flußaufwärts gegen Moear-Bhti am Fuße des Barisan-Gebirges. Im Dorfe Ghoba Ramahs schallte mir überall das „Tabegg Thuan“ (wenn ich nicht irre, wird es anders geschrieben, aber so, wie ich es schreibe, ausgesprochen) entgegen. Tabegg Thuan ist das „Servus“ Südwest-Sumatras.

Gleich am Tage nach der Ankunft wurden Käfige aus Bambusrohr für meine noch frei herumlaufenden Orangs gefertigt. Ich gab zwölf in Auftrag. (Der ganze Fang betrug aber nach vier Wochen nur sieben Stück.) Für die Panther und anderes Kleinvieh wurde nichts vorbereitet.

Vier Tage später ging es in drei Booten stromabwärts. Nach vier Stunden hartem Rudern durch wunderbare Tropenlandschaft erreichten wir eine von Ghoba bezeichnete Lichtung am Ufer. Zum Aufschlagen des Lagers ein idealer Platz.

Wir waren um drei Uhr früh aufgebrochen. Jetzt war es kurz nach halb acht Uhr. Das Lager war in Kürze aufgeschlagen. Die Ladung aus den Booten ans Ufer gebracht. Zwei Boote traten ihren Heimweg an.

Noch am Vormittag wurden die Fallen für die Affen gestellt.

Schon kurz nach dem Eindringen in den Urwald hatten wir eine flüchtende Orangmutter mit ihrem am Leib hängenden Kinde gesehen. Der Wald wimmelte von allerhand Raubzeug und zahmem Vieh. Der idealste Platz für den Tierfänger. Ich war aber dieses Mal nur auf Orang-Utans hungrig. Ein Orang brachte den doppelten Preis eines Panthers.

Die Fallenkäfige wurden an verschiedenen Stellen placiert. Der Mechanismus der Falle ist sehr primitiv. Im Innern, an der Mitte der Decke des Käfigs, ist eine große Frucht oder ein Bündel kleinerer Früchte stark befestigt. Darüber ist ein Brett, das auf einer Rolle ruht. An der Rolle sind Schnüre, die die Falltüren halten. Reißt das Tier an den Früchten, so schwingt das Brett, die Schnüre ziehen sich auf die Rolle und die Falltüren sausen herab. Der Raum in dem Käfig ist nicht sehr groß, damit das gefangene Tier nicht die Möglichkeit hat, sich zu beschädigen.

Am folgenden Morgen erlebte ich die erste Enttäuschung. Alle Käfige hatten Gefangene, nur war kein Orang-Utan darunter.

In fünf Käfigen saßen für mich wertlose Affen, in dem sechsten Käfig ein Zwergwildschwein, dessen Anwesenheit mir ein Rätsel war. Die größte Ueberraschung wartete meiner im siebenten Käfig: Ein Leopard! Was diese Bestie in den Käfig gelockt hatte, war mir unerklärlich. War dieser Bursche eine Ausnahme seiner Rasse? Ein Vegetarier? Der Käfig war knapp genug für einen Orang-Utan. Schon als ich näher trat, hörte ich, wie der Bursche sich zu befreien versuchte. Er riß mit seinen Krallen an den Bambusstangen. Der schmale Innenraum ließ ihm keinen Platz, um seine ganze Kraft entfalten zu können.

Eiligst wurden die Außenwände des Käfigs mit grünen Rohrseilen umwickelt, um Herrn „Fleck“ am Ausbrechen zu verhindern. Ich hatte zwar nicht auf Leoparden gerechnet, doch wenn sie einem derart in den „Schoß“ springen, muß man sie nicht wegwerfen.

Die dummen Affen wurden in Freiheit gesetzt und die Käfige nach einer Stelle weier im Innern des Waldes placiert.

Tags darauf hatte ich mehr Glück: Ein Orang-Männchen und eine Mutter mit einem Orang-Utanbaby waren in den ersten zwei Käfigen. Zwei weitere Käfige waren zugeklappt, ohne daß sich etwas gefangen hatte. Wahrscheinlich war wieder eine Herde dieser kleinen Affen vorbeigezogen und hatte auf den Käfigen einen Kriegstanz aufgeführt.

Wieder harrte meiner eine Ueberraschung. In einem Käfig hatte sich ein mittelgroßes Wildschwein gefangen. Um den Leib des Tieres lag eine halbstarke Boa. Das Schwein war bereits tot, aber noch warm. Die Boa ließ ich samt dem Schwein in dem Käfig.

Jetzt hielt das Glück an. Immer tiefer zog ich mit meinen Leuten in den Busch. In der Gluthitze des Tages rastete man, nur morgens, abends wurde geschafft.

Tagsüber herrschte im Walde eine wundersame Stille, die nur manchmal von dem häßlichen Gekrächz des Nashornvogels oder — was seltener vorkam — von dem leisen Singen kleiner Singvögel unterbrochen wurde. Oft schreckte man im Dahindrusseln auf, wenn eine Affenherde vorbeizog, kurzen Aufenthalt nahm und mit großem Geschnatter gegeneinander losschimpfte oder Gericht über einen der ihren abhielt.

Ein interessantes Abenteuer wartete unser, als wir eines Morgens um vier Uhr einen Tiger ertappten, der einen Käfig bearbeitete, in dem ein großer Orang-Utan sich gefangen hatte. Der Gestreifte war so in seine Arbeit vertieft, daß er unser Herannahen zu spät bemerkte. Der erste Schuß ging durch seinen Hals. Er taumelte, drehte sich herum, wollte seinen, die Menschen erstarren machenden Schrei ausstoßen, aber der Schuß hatte wohl seine Stimmbänder lädiert. Noch bevor er springen konnte, hatte ihn die zweite Kugel umgelegt. Ein Prachtkerl lag vor mir, den die Eingeborenen jetzt beschimpften und anspien.

Im Käfig saß ein behäbiger Orang-Herr, der infolge des Tigerabenteuers noch sehr aufgeregt tat. Es war das schönste Orang-Utan-Männchen, das ich je gesehen. Leider kam es eine Stunde später um Leben.

Ich hatte die Käfige mit den gefangenen Tieren zusammentragen lassen und war mit meinen Leuten weiter gewandert. Ohne daß einer von uns etwas bemerkt hate, hatte im Baume die Ehefrau des Pracht-Orangs gesessen und war den Trägern mit dem Käfig versteckt gefolgt. Nur ein Mann, besser gesagt, ein Junge, war bei den Tieren zurückgeblieben. Das Orangweibchen griff plötzlich den Käfig an, in dem ihr Mann gefangen saß. Der Wächter schlief und wachte erst auf, als das Weibchen eine Bresche in den Käfig geschlagen hatte. Der Junge erwachte plötzlich von dem Lärm und lief auf den Käfig zu. Er hob einen Knüppel vom Boden und hielt sich damit die ihn angreifende Aeffin vom Leibe. Das Männchen steckte seinen Kopf durch die Oeffnung, die seine Eheliebste gerissen, und erhielt im gleichen Augenblick einen Schlag mit dem Knüppel, der es mit voller Gewalt im Nacken traf und ihm die Wirbelsäule brach. Das Weibchen biß den Jungen einige Male kräftig, klaffende Wunden an den Beinen, Armen und der Brust zurücklassend. Es ließ sich nicht vertreiben.

Der Junge kam uns schreiend und blutüberströmt nachgelaufen. Ich kehrte sofort um, da ich ihn nicht verstehen konnte.

Vor dem Käfig saß die Aeffin und suchte ihren toten Gefährten herauszuziehen. Sie zischte drohend bei unserem Näherkommen. Ich vertrieb sie mit einem Schreckschuß und öffnete den Käfig. Von einem Baum aus sah uns die Witwe zu. Der tote Orang-Utan wurde im Käfig festgemacht, die zerfetzte Tür ausgebessert und die Falle neue gestellt, daß im Augenblick wo die Aeffin den Käfig betrat, die Türen zuklappen mußten. Am Boden des Käfigs war die „Waage“ (der Mechanismus) angebracht.

Wir zogen uns zurück.

Lange brauchten wir nicht zu warten. Kaum waren wir außer Sichtweite, als das Orangweibchen eiligst vom Baum kam und ohne Zögern in den Käfig lief. Die Fangtüren klappten zu.



Anselma Heine †

Eine der erfolgreichsten und produktivsten deutschen Schriftstellerinnen, Anselma Heine, deren vielgelesene Romane sich durch feinsinnige Charakteristik auszeichnen, ist am 9. November im Alter von 75 Jahren in Berlin gestorben.

Das Glück mit diesem Fang war mir nicht hold. Die Witwe trauerte im vollsten Sinne des Wortes. Ich mußte ihr den toten Gatten nehmen. Sie fraß nichts und saß betrübt in dem größeren Käfig, den ich ihr eingeräumt hatte. Ich gab ihr einen neuen Gatten. Sie begann sofort zu raufen und brachte dem Orang-Utan häßliche Bißwunden bei. Ich mußte sie wieder allein lassen. Dem toten Gemahl hatte ich das Fell abziehen lassen und es selbst präpariert. Ich gab der Witwe das Fell ihres toten Gatten. Sie saß in der entferntesten Ecke des Käfigs. Ich legte den Affenpelz vorne hin.

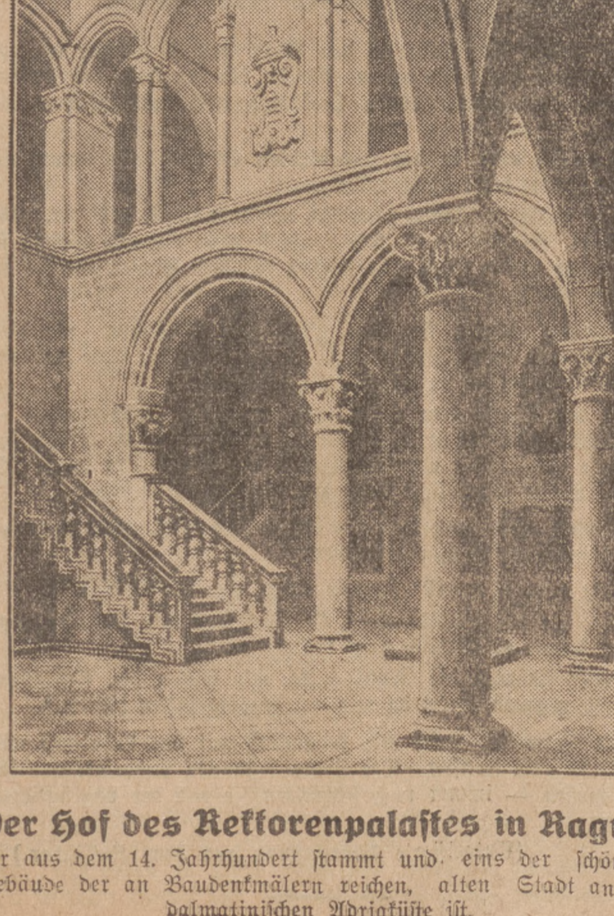
Aeußerst interessant war es, das Tier zu beobachten.

Sie blickte nach vorne auf das rotbraune Fell, zog die Luft durch die Nase ein und riß die Augen weit auf. Schließlich beugte sie sich vor und berührte das Fell, rieb mit der Hand darüber und roch zu dem Finger. Dieser Vorgang wiederholte sich mehrere Male. Dabei bewegte sie die Lippen wie im Selbstgespräch. Nun setzte sie sich gerade auf, ging einen Schritt nach vorne und riß mit einem Ruck das Fell an sich. Sie gebärdete sich wie toll. Sie hob das Fell immer wieder auf und rieb sich daran, dann breitete sie es aus und wälzte sich darauf. Endlich legte sie sich das Kleid ihres verstorbenen Mannes um die Schultern und hüllte sich darin ein.

Ich freute mich, daß der Bann nun gebrochen war, trotzdem sie auch an diesem Abend keine Nahrung zu sich nahm.

Am folgenden Morgen fand ich die Witwe tot auf dem Pelz ihres Gatten.

Joseph Delmont hat ein Buch „20 Jahre Großtierfang“ geschrieben, das demnächst im Schlieffen-Verlag, Berlin W. 35, erscheint. Wir haben schon jetzt diesen Abschnitt mit Bild daraus zum Abdruck bringen können.



Der Hof des Rektorenpalastes in Ragusa

der aus dem 14. Jahrhundert stammt und eins der schönsten Gebäude der an Baudenkmälern reichen, alten Stadt an der dalmatinischen Adriaküste ist.

Rote Schuhe

Von Alfred Prugel.

Wenn die Leute in Prostejov, einem kleinen Dorf in Mähren, von Arpad, dem jungen Schuster, sprachen, so nannten sie ihn nur den Zigeuner. Warum eigentlich? Vielleicht, weil sein Gesicht braun war und seine Haare schwärzer und feuriger glänzten als die der jungen Burschen in Prostejov. Vielleicht aber kam es auch davon, daß manchmal an stillen Sommerabenden seine Geige fremde und heiße Melodien spielte, die niemand vorher im Dorfe gehört hatte.

Niemand wußte auch, woher er eigentlich stammte. Seine Eltern waren eines Tages mit einem kleinen, niedrigen Wagen, den ein struppiges Pferd zog, ins Dorf gekommen und hatten sich im Hause des verstorbenen Schusters, das schon lange leer stand, niedergelassen. Und da der Mann sich auf das Handwerk des Verstorbenen zu verstehen schien und später sein Hammer vom frühen Morgen bis in die Dunkelheit hinein in der kleinen Werkstatt klopfte, hatten sich die Leute bald daran gewöhnt, den Zugereisten als den ihren zu betrachten, und ihn damit in die Gemeinschaft des Dorfes aufgenommen. Nur erfuhren sie niemals — und das verdroß im stillen die Leute in Prostejov — etwas Näheres über die Herkunft der Fremden. Immerhin hieß es dann, daß der vierjährige Sohn nicht das eigene, sondern das angenommene Kind der Schusterleute wäre.

Darüber vergingen Jahre. Es kam der Krieg, und Arpads Vater fiel in den Karpathen beim Sturm auf einen russischen Schützengraben. Die Witwe, den Männern des Dorfes noch immer begehrenswert, aber, wie es schien, allen Werbungen unzugänglich, lebte noch einige Jahre mit dem heranwachsenden Sohne zusammen. Bis auch sie einer tückischen, fiebrigen Krankheit erlag, die in den Jahren nach dem Kriege durch das Land schlich.

So hatte also Arpad das Gewerbe seines Vaters übernommen und hockte wie jener in der kleinen, halb finsteren Werkstatt auf dem Schemel. Die Bauern brachten auch ihm ihre groben Stiefel, und nur dann und wann ließ sich ein Mädchen ein Paar feine, zierliche Schuhe aus weichem Leder anmessen. Arpad hatte so sein Auskommen. Nicht viel, aber es genügte ihm, denn er war anspruchslos und ging fast nie unter Leute. Weder im Wirtshaus noch auf dem Festplatz begegnete man ihm. Einige Mißgünstige behaupteten denn auch, er hätte den bösen Blick, und man sollte sich vor seinen Augen in Acht nehmen. Doch hielten ihn die Meisten für einen fleißigen Menschen, der sein Tagewerk rechtschaffen vollbrachte.

Da geschah es eines Abends, daß ein Zigeunertrupp durch das Dorf zog und auf dem freien Platze vor der Schenke sein Lager aufschlug. Die Leute zündeten in der Dämmerung ein großes Feuer an und hängten ihre Kessel darüber. Später hörte man sie singen. Auch nahmen sie ihre Geigen zur Hand und spielten die Melodien ihrer Heimat — der braunen Pußta. Es dauerte nicht lange, da klang ihren Liedern aus dem Dorf ein Echo. Es kam aus dem Hause des Schusters. Eine Geige, genau so heiß und wild, sang durch die Nacht, daß die am Lagerplatz aufmerksam und verwundert in die Nacht hineinhorchten.

Zur gleichen Zeit schlich sich eine junge Zigeunerin aus dem Lager und schritt, angelockt von dem merkwürdigen Widerklang, bis ans Ende des Dorfes nach dem Hause, aus dem jetzt wehmütig, voller unstillbarer Sehnsucht, die Stimme der Geige drang.

Arpad stand wie immer im Dunkel der Werkstatt und setzte jäh die Geige ab, als er das junge Weib in der Türe stehen sah. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Nur ihrer beiden Augen leuchteten.

„Du bist doch Schuster. Ich weiß es“, sagte das Mädchen endlich mit einer harten, befehlenden Stimme. „Miß mir ein Paar Schuhe an! Da, schnell, worauf wartest du noch?“

„Stell' den Fuß auf den Schemel!“ entgegnete der Schuster.

Das Mädchen streifte ihren staubigen Schuh ab und stellte den Fuß auf den Schemel.

„Du hast einen sehr kleinen Fuß, wie man ihn hier im Dorfe selten findet“, sagte Arpad und nahm das Maß, wie er es von seinem Vater gelernt hatte.

„Ich weiß es“, hörte er wieder ihre Stimme, halb spöttisch, halb ungeduldig. „Aber hörst du, ich will, daß du rotes Leder nimmst!“

„Wann willst du sie haben?“

„Warte“, sagte sie, „warte! Ich komme wieder.“ — Und kaum hatte er das Maß aus der Hand gelegt, da war sie auch schon verschwunden.

Arpad strich sich über die Stirn — träumte er?

Aber da war ihm plötzlich, als wäre aus ganz frühen Tagen, undeutlich und verwischt, eine Erinnerung an ihm vorüber geglitten. Eine Erinnerung aus Kindertagen — wie Heimat. Und er hatte sie nicht festhalten können. —

Am nächsten Morgen — die Zigeuner hatten noch halb in der Nacht das Dorf verlassen — ging er an die Arbeit. Er nahm das feinste Leder, das er in der Werkstatt fand. Mit unendlicher Sorgfalt schnitt er es zu und nähte die einzelnen Teile zusammen. Als er endlich nach Ablauf der Woche die Arbeit beendet hatte, hing ein Paar wunderschöne Schuhe im Fenster. Rote Schuhe, so zierlich und klein, daß das ganze Dorf von ihnen sprach.

So oft jedoch ein Mädchen kam und die Schuhe zu kaufen begehrte, schüttelte Arpad den Kopf. „Ich verkaufe sie nicht. Sie sind bestellt“, sagte er — und das ganze Dorf sann darüber nach, wem wohl ein so schöner Fuß gehören konnte, daß ihm Arpads Schuhe passen würden. Arpad schwieg hartnäckig auf alle Fragen. Nur ganz selten hörte man seine Geige.

Wochenlang hingen die roten Schuhe im Fenster. Verführerisch glänzten sie in der Sonne. Jedesmal, wenn Arpad einen Blick darauf warf, ging ihm ein Stich durchs Herz, und er dachte an das fremde Mädchen und an die Stunde, in der sie wiederkommen würde. Immer schweigsamer wurde er. Wenn die Bauern kamen und sich ihre Stiefel abholten, hörten sie kaum noch ein Wort von ihm.

Eines Morgens aber waren die roten Schuhe verschwunden. Nachbarn fanden die Tür des Schusterhauses offen stehen, und als sie eintraten, war es leer.

Tief in der Nacht hatten Dorfleute Zigeuner durch das Dorf fahren sehen, und Arpad, so sagten sie, ist mit ihnen gezogen, denn es werden Leute seines Stammes gewesen sein.

Nie wieder haben sie in Prostejov etwas von ihm gehört.

Glühende Asche

Von Langston Hughes.

(In einer Sommernacht erzählt auf der Veranda vor Tante Hagers Haus in einer Stadt in Kansas.)

Diese Uebersetzung ist ein Auszug aus dem Roman des bekannten amerikanischen Negerdichters Langston Hughes „Nicht ohne Gelächter“, der vor kurzem im Verlage Knopf, Neuyork erschien. Langston Hughes ist der Verfasser von zwei Gedichtbänden, von denen Auszüge in deutscher Uebertragung in der Sammlung „Afrika singt“, Verlag Speidel, Wien, erschienen sind.

Die alte Negerin nahm einen tiefen Zug aus ihrer Maiskolbenpfeife und ein heller Feuerkreis glühte knisternd aus dem Pfeifenkopf.

Müde des Spiels kamen die Kinder auf die Veranda.

Die festen Linien des Tages verwischte die Nacht, und die Raucherin begann zu erzählen.

Ihre Umgebung hatte ihre Geschichten mehr als ein Dutzendmal gehört.

„Ich will euch von Crowville erzählen... ihr kennt die Geschichte von...“

„Nein, ich kenne sie noch nicht!“ versicherte der Junge, der sich wie alle Kinder nie an derselben Geschichte satt hören konnte.

„Nein, von Crowville hast du uns noch nicht alles erzählt!“ log die ältere Harriet.

„Also schön...“

Mit tausend Einzelheiten erzählte sie aus ihrer Kindheit, wie sie als freigelassene Sklavin nach dem Bürgerkrieg bei einem Farmer in Dienst ging. Als sie mehrere Jahre immer noch bei denselben Farmer arbeitete, heiratete sie Tom Johnson, einen braven Landarbeiter. Jahr für Jahr kam ein Kind, und zu den eigenen fünf Babys behütete sie die drei Kleinen ihrer weißen Herrin. Sie nährte die kleinen Weißen mit ihrer schwarzen Brust. Manche Nacht überließ sie die eigenen Kleinen sich selbst und eilte hinüber, ihre weißen Sorgenkinder zu pflegen, wenn sie krank lagen. Die weißen Kinder riefen sie „Mami!“. — Als die Jungens Männer wurden und sich verheirateten, ging sie immer noch zu ihnen und arbeitete für ihre Familien.

„Damals lebten wir Nigger in einer Stadt, die die Weißen Crowville nannten. Wir hatten unsere Häuschen und Besitzungen, Baumwollfelder und Pflanzungen. Das war vor den Unruhen. Uns ging es zu gut! sagten die Weißen. Wir störten uns nicht an ihren Reden, bauten unsere Häuser, umzäunten unsere Gärten, strichen Fenster und Türen an und Crowville sah freundlicher aus als die haßerfüllten Gesichter der Weißen. Sie höhnten und spotteten: „Spitzbuben von Nigger! Leben in angestrichenen Häusern und kleiden sich, als ob sie wer weiß wer wären!“ Wir hielten uns überall zurück, schafften mehr und mehr und kamen vorwärts. Jahr für Jahr wurde die Baumwollernte besser, und wir konnten uns Maschinen und Betten kaufen. Ja, einer von den unserigen brachte es sogar soweit, daß er einen Handel mit Automobilen anfangen konnte. Das war John Lowdins. Dafür rempelte ihn eines Nachts ein Weißer an und machte ihm Vorhaltungen, wie er als Nigger dazu komme, einfach ein Autogeschäft aufzumachen. Als John Lowdins nur zu erwidern wagte: „Lassen Sie mich bitte zufrieden!“ schlug ihn der Weiße mit der Faust auf den Mund. Was sollte John machen? Er war nur ein Neger, aber der andere war ein Weißer! Sechs-, siebenmal schlug der Weiße den Neger links und rechts in das Gesicht, daß ihm das Blut aus Nase und Mund kam. In seiner Verzweiflung riß John den Revolver aus der Tasche, und als der Weiße ihn niederstieß, um ihn zu erwürgen, feuerte er zweimal in die Luft und eine dritte Kugel streifte ungefährlich die Schulter des Rohlings. Als Lowdins sah, daß der Weiße blutete, sprang er Hals über Kopf in sein Auto und jagte davon. Er erreichte noch in der Nacht den Flußdampfer nach Vicksburg, der ihn stromabwärts in Sicherheit brachte. Und dann . . . mit Sturmlichtern und Gewehrschüssen, mit einem wahnsinnigen Gebrüll alarmierten die Weißen die schlafende Stadt, rissen uns aus unseren Betten, nachdem sie Türen und Fenster eingeschlagen hatten und suchten John Lowdins. Sie fanden ihn nicht, und ihre furchtbare Rache wälzte sich über uns.

„Wir werden den Niggern in Crowville einen Denkzettel, an den sie wenig denken werden, geben! Wir werden ihnen die Häuser anstreichen, daß die rote Farbe zum Himmel flammt!“ Mit ihren Hunden kamen sie brüllend herein in jedes Haus: „In die Hölle mit euch! Heraus aus den Betten! Heraus aus den Häusern! Auf die Straße mit euch!“ Sie trieben uns in die Felder bei stockfinsterer Nacht! Aber sie wagten nicht, unser Leben anzutasten. Frauen und Männer rissen ihre Kinder an sich und rannten halbnackt den schnellsten Weg in die rettende Dunkelheit. Sie zerrissen sich die nackten Füße in den Drahtzäunen, brachen Arme und Füße in Gräben und Löchern. Die alte Pheeney, die seit sechs Jahren gelähmt im Bett lag und sich nicht rühren konnte, mußte von ihren Kindern hinausgeschleppt werden. Entsetzliche Schreie gellten von allen Enden aus den nächtlichen Feldern. Unser Nachbar Brian sprang aus dem Bett, griff nach dem ersten besten Kleidungsstück und kam in der Schürze seiner Frau angerannt. Unsere Männer fluchten und wollten mit Gewalt zurück in die Häuser. Jammernd und schreiend lagen die Frauen vor ihnen auf den Knien, und die Kinder wimmerten ihre Väter an. Wehrlos mußten wir zusehen, wie fünfhundert Weiße aus Strohbündeln und Holzscheiten Fackeln machten, sie anzündeten und damit grölend durch die Straßen rannten, um ein Haus nach dem andern in Brand zu stecken. Die Stallungen und Scheunen zuerst und dann die Wohnhäuser. Aus einem Stall flog ein Schwarm brennender Hühner. Kornmieten explodierten wie Feuerwerkskörper. Der Qualm unserer Habe stach uns auf den Feldern in die Augen. Wir sahen, wie die Flammen aus Türen und Fenstern hinauf in das Dachwerk sprangen, wie die Treppen und Stiegen zusammenstürzten. Wir hörten das Gebrüll und Gestampf unserer angeketteten Tiere in den Ställen. Eine Kuh kam mit einem brennenden Bündel Stroh auf dem Rücken aus den Flammen gerannt und brach auf der Straße mit gräßlichem Gebrüll zusammen. Die Feuersbrunst loderte über die Wälder weithin über das ganze Land.

Am Tage darauf, als sich der Rauch über die Trümmer wälzte, lagen wir nackt in den reifen Baumwollfeldern und Crowville war nicht mehr. Nichts, nicht eine Schwelle, keine Hundehütte war übrig geblieben. Glühende Asche, das war das Werk der Weißen und ist ihre Gesinnung zu uns bis auf diesen Tag!“ Dann kamen sie zu uns mit Peitschen und Revolvern: „Wir haben große Lust, als Extrazugabe einen jeden von euch durchzuprügeln! So wohlhabend waret ihr schon lange nicht mehr! Haha! . . . Nun bemalt eure Häuser noch einmal, wenn ihr Lust dazu habt! Haha! . . Wir werden euch beibringen, uns einfach mit euren Autos herzukommen! . . .“

Das war der letzte Tag in Crowville.

Es war herzzerreißend zu sehen, wie sich einer nach dem anderen aufmachte, nur ein Hemd am Leibe, barfuß . . . Als Mutter Bailey sich auf den Weg machte, sagte sie: Hier hat mich Gott achtzig Jahre arbeiten lassen, nun muß er mich noch einmal achtzig Jahre in St. Louis weiter arbeiten lassen! Sie ging, ohne jedes Gepäck, barfuß, mit leeren Händen, und im Nachthemd . . .

Tom und ich nahmen die Kinder und wanderten nach Kairo. Tom fand bald Arbeit in einer Kolonne Gleisarbeiter, und so kamen wir hierher.

Glühende Asche war ihr Werk! Glühende Asche blieb ihr Werk gegen uns in diesem freien Amerika bis auf den heutigen Tag!

Die alte Negerin klopfte ihre Pfeife gegen das Gebälk und schüttete die kalte Asche hinaus auf den Hof. Alle saßen still . . .

*

„Ihr kennt doch den alten Wright?“ unterbrach die zwanzigjährige Harriet das Schweigen. „Er hat über Nacht seine Mühle mit farbigen Mädchen so geölt, daß er jetzt ein großes Hotel, einen Wolkenkratzer, hochschmettern kann. Um die Baugenehmigung zu erhalten, machte er in Wohltätigkeit. Er vermachte dem Waisenhause für die Farbigen als fromme Stiftung 2000 Dollar. Damit ändert der Spender nichts an der entsetzlichen Kinderarbeit, die zur Tradition eines farbigen Waisenhauses gehört. Habe ich nicht selbst als vierjähriges Kind dort dreizehn Stunden in sengender Sonne bei der Tomatenernte arbeiten müssen?“

Das Mädchen schauderte voll Abscheu vor der Erinnerung an ihre Kindheit. Sie war einmal als fünfjähriges Kind durch eine offene Tür in den benachbarten Garten geschlichen, als ein Haufen weißer Kinder über sie herfiel. Die Kinder griffen in ihre kurzen Locken und rissen sie an den Haaren im Kreise herum und schrien und tanzten: „Blackie! Blackie!“ „Schwarze! Schwarze!“

Als sie vor Schmerzen aufschrie und fliehen wollte, warfen die Kinder sie nieder und traten die hilflos Daliegende mit Füßen.

Das war die Erziehung der Weißen in Schule und Haus, in Hof und Garten. Von der Zeit an würgte es dem Kinde in der Kehle, wenn es vor einem Weißen stand. Die Ohnmacht nährte eine beständige Furcht, die sich zu unerbittlichem Haß steigern mußte.

Die alte Negerin hatte das Kind adoptiert und schickte es mit den Ersparnissen ihres bitteren Lebens auf die höhere Schule. Harriet war die begabteste Schülerin in der Klasse, so daß viele der weißen Mädchen Harriets Freundschaft suchten. Aber das Kind wußte sehr gut, daß das „Auf Wiedersehen!“, das die Freundinnen beim Schluß des Unterrichtes sagten, nichts anderes bedeutete als: „Wir dürfen uns auf der Straße mit keiner Farbigen sehen lassen!“ Das freundschaftlich Geplauder der ersten Schuljahre wurde von Jahr zu Jahr mehr in das Gegenteil gekehrt. Als die Mitschülerinnen spürten, daß sie von den Augen der Jungens auf den Tennisplätzen und aus den Fenstern der Klubhäuser und Billardsäle aufmerksamer verfolgt wurden, war alle Freundschaft aus. Es war unsauber, mit Harriet überhaupt zu sprechen.

Den letzten und schmerzlichsten Hieb versetzte ihr einer der letzten Schultage. Es war bei einer Schülervorstellung im Palast-Theater in der Main-Street. Für die höheren Schulen wurde ein Lehrfilm aus der Welt der Tiefsee gezeigt. Sie saß bei der Sondervorstellung mit ihren Klassenschülerinnen zusammen und bestaunte die Wunder der Tiefsee, als plötzlich eine Platzanweiserin heftig ihre Schulter berührte:

„Die hintersten drei Reihen sind für die Farbigen!“

„Ich . . . aber ich bin doch mit meiner Klasse! Uns ist diese Reihe hier angewiesen . . .“ stammelte Harriet.

„Die Hausordnung bestimmte es! Bitte keine Widerrede! Sie haben sich zu fügen!“

Harriet stand auf und stolperte im Dunkeln über die Stufen dem grellen Tageslicht entgegen.

Sie zitterte an allen Gliedern.

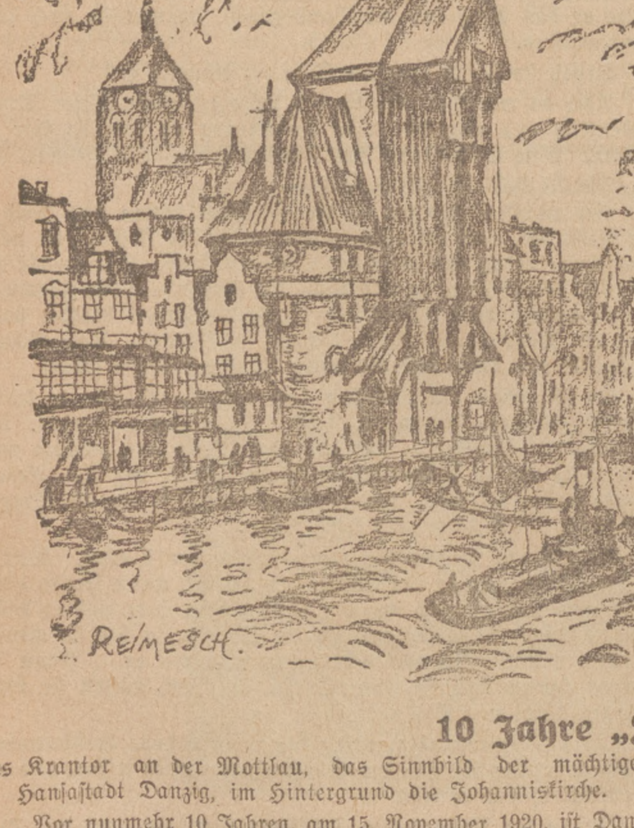
Ihr Klassenlehrer saß dabei, ohne mit einer Silbe zu protestieren, ohne für seine beste Schülerin ein Wort aufzubringen.

Keine ihrer Mitschülerinnen verteidigte sie.

„Glühende Asche ist ihr Werk! Glühende Asche ist unser Weg!“

Sie preßte ihre Hände vor ihre Augen, als wäre ihr Leben finsterer als die Nacht, die mit hellen Sternen über die Veranda zog.

(Berechtigte Uebersetzung von C. B. Hiesgen.)





10 Jahre „Freies“ Danzig

Das Krantor an der Mottlau, das Sinnbild der mächtigen Hansastadt Danzig, im Hintergrund die Johanniskirche.

Hafenkanal im Danziger Hafen. Links die Westerplatte.

Vor nunmehr 10 Jahren, am 15. November 1920, ist Danzig, das schon einige Monate vorher aus dem staatsrechtlichen Verband des Deutschen Reiches schied, als Freie Stadt zum selbständigen Staatswesen proklamiert worden. Die Freiheit, mit der Danzig bedacht wurde, war seinen Bürgern unerwünscht und, wie die Folgen bewiesen, seinem Handel und seiner Entwicklung verhängnisvoll.

Die freie Wohnung

Von Michael Soschtschenko.

Ein Mann in Moskau ging eine Wohnung suchen.

Lange mußte er herumlaufen — er wurde ganz mager und grau — der Arme, aber schließlich fand er doch eine Wohnung — durch Zufall.

So eine ganz kleine Wohnung war es — ein Zimmer und Küche in einem Mietshause.

Seine Freude war unbeschreiblich:

„Ich nehme sofort die Wohnung, Bürger“, sagte er zum Vermieter, „reserviert sie für mich.“

„Gut“, sagte der Vermieter, „Sie können sie haben. Zahlen Sie mir 60 Rubel fürs Einziehen — und sie gehört Ihnen. — So eine kleine, nette Wohnung und so billig — was glauben Sie, wie mir die aus den Händen geht?“

„Ueber solche Gelder mein lieber Onkel, verfüge ich nicht“, sagte der Mann, „kann man nicht die Einzugsgebühr streichen?“

Mit einem Wort — sie konnten sich über den Preis nicht einigen.

Der Mann ging sehr traurig fort und zornige Gedanken durchkreuzten seinen Kopf:

„Na warte — ich werde den Kerl in die Zeitung bringen. Das ist doch unausdenkbar, solch ein Geld von den Leuten zu reißen!“

Tatsächlich erschien am anderen Tage eine Notiz von einem gelegentlichen Mitarbeiter, worin das Verhalten des Vermieters scharf kritisiert wurde.

. . . Eine schädliche Spinne sei das, die das Blut aus den armen Fliegen saugt. — 6 Tscherwonzen für eine so kleine Wohnung zu nehmen, sei einfach unerhört. Woher soll ein Mensch derartige Gelder hernehmen? . . .

In diesem Ton kanzelte das Blatt den Vermieter ab und erwähnte auch gleich die genaue Adresse, für den Fall, daß jemand Lust verspüren sollte, diesen Schädling noch persönlich vorzukriegen.

Was sich aber in der angeführten Straße bald darauf ereignete, spottet jeder Beschreibung.

Eine riesige Schlange hatte sich vor dem Hause gebildet. Ein Gedränge! Ein Geschrei! Die Leute standen an; alle hielten sie die Zeitung in der Hand und zeigten mit dem Finger auf die betreffende Notiz.

„Bürger“, sagten sie, „da gibts eine Wohnung für bloß 60 Rubel, eine ganze Wohnung. — Ja, wir würden ohne weiteres 100 Rubel geben, wenn wir sie nur bekämen.“

An der Pforte kam es beinahe zu einem Handgemenge — man wollte schon die berittene Polizei alarmieren: da öffnete sich im Hause ein Fenster und das Gesicht des Vermieters zeigte sich. Er machte eine freundliche Geste mit der Hand und sagte:

„Kinder, geht nach Hause! Steht hier nicht umsonst an — die Wohnung ist schon vermietet.“

„Für wieviel denn?“ fragten einige aus der Menge.

„Na, für 200 Rubelchen — die Nachfrage war schon zu groß — man konnte es wirklich nicht billiger machen.“

„200!“ stöhnten die Leute. „Ja, wir hätten dir, Onkelchen, ruhig 300 gegeben, wenn du uns nur hereingelassen hättest!“

Der Vermieter zuckte wie bedauernd mit den Schultern und verschwand vom Fenster. Die Leute begannen resigniert auseinanderzugehen — immer noch fuchtelten sie mit der unglücklichen Zeitung.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.)

Myslowitz

Terror auch in Myslowitz. Am gestrigen Tage, in der Abenddämmerung, wurden von gewissen Elementen in Myslowitz deutsche Geschäfte aufgesucht. Besonders hatte man es auf die Buchhandlungen abgesehen. Hier wurden Zeitschriften, Bücher, Zeitungen, Reklameanschriften von den wütenden, angetrunkenen jungen Leuten zerrissen, herumgeworfen, vernichtet. Die Geschäftsinhaber mußten noch sehr freundlich mit diesen „Gästen" umgehen, um nicht selbst den Büchern gleichgemacht zu werden. An Drohungen fehlte es auch nicht. Es schien, als wenn alles ohne Blutvergießen abgehen sollte. Aber schon um ½11 Uhr abends wurde die Polizei nach dem Restaurant des Cafees „International" alarmiert, wo ein Myslowitzer Bürger halbtot geprügelt wurde, weil er angeblich deutsch gesprochen haben sollte. Als die Polizei erschien, flüchteten die „Helden". —h.

Ein kath. Geistlicher von „Aufständischen" verwundet. Gestern wurde im Saale des Herrn Freund vom polnischen Vinzenzverein ein Wohltätigkeitsfest veranstaltet. Plötzlich wurde der Saal mit Ziegelsteinen bombardiert, die durch die Fenster in den Saal hineingeschleudert wurden. Eine ganze Menge von Teilnehmern wurde teils leicht teils schwerer verwundet. Unter den Verwundeten befindet sich auch der Kaplan Pawelczyk, der durch schwere Glassplitter am Kopf erheblich verletzt wurde. Der Herr wird es den Sanatoren nicht verzeihen, denn sie wissen, was sie tun... Es handelte sich in diesem Falle um eine polnische Veranstaltung, die noch dazu bestimmt war, den Ortsarmen aus dem Reingewinn der Veranstaltung ein fröhlicheres Weihnachtsfest zu ermöglichen. Ueber diesen Vorfall herrscht in Rosdzin-Schoppinitz große Erregung und Empörung. —h.

Aus dem Myslowitzer Gerichtsgefängnis entflohen. Drei berüchtigten Sträflingen, die im Myslowitzer Gerichtsgefängnis ihre Strafe abzubüßen hatten, gelang es, aus dem Gefängnis zu entkommen, nachdem sie vorher die Eisengitter der Gefängniszellen ausgebrochen haben. Es handelt sich um einen gewissen Josef Rog aus Myslen, Klein-Polen, Franz Trepacz, einen Zigeuner und Jendrzejczyk Marjan aus Krakau. Die Polizeiinstanzen haben Schritte in die Wege geleitet, um des „Kleeblatts" habhaft zu werden. —h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Herr Grzesik schreckt die Wähler mit Daszynski.

Karol Grzesik, Bürgermeister von Wielkie Hajduki, will „Posel" werden, um, wie er in einem besonderen Flugblatt „darlegt", die „großen Aufgaben" in seiner Gemeinde zu lösen, die er als Nichtposel nicht lösen kann. So steht es nämlich schwarz auf weiß in dem von ihm unterschriebenen Flugblatt im deutschen Text. „Kaz tam wloz" panie Grezik, wenn Du als der „große Bürgermeister" von Wielkie (Groß) Hajduki, die „großen Aufgaben" nicht erfüllen kannst und erst ein „Posel" werden mußt, um sie zu lösen.

In der Not frißt der Teufel Fliegen und die Not in Grzesikowice muß wirklich groß sein, wenn schon ein Herr Grzesik ein Flugblatt in der ihm verhaßten deutschen Sprache herausgeben mußte. Allerdings ist sein Deutsch ein wenig amüsant, denn so ähnlich hört man auch deutsch in der ulica Modrzejowska in Sosnowice reden, aber das hat nichts zur Sache. Ein wenig diktatorisch muß sich schon Herr Grzesik gebärden, denn sonst würde man leicht vergessen, daß er ein Sanator und für die Diktatur ist. Daher sagt er in seinem Flugblatt: „Wirken will ich für den Staat und die Gemeinde, aber vorerst brauche ich Eure moralische Unterstützung. Ich habe das natürliche (?) Recht, von Euch allen zu verlangen . . . usw. Seit wann, panie Grzesik, haben sie das natürliche Recht von uns zu verlangen? Sie essen unser Brot, weil sie ein Beamter in unserer Kommune sind, und das natürliche Recht zu verlangen haben wir und nicht sie. Stimmt das, oder stimmt das nicht — panie Grzesik?

Daß Herr Grzesik seine politische Reife noch nicht bestanden hat, ist allgemein bekannt. Das geht auch aus seinem Flugblatt klar hervor. Er sagt dort, daß der Kampf im Sejm zwischen zwei „Blöcken" (Böcken?) ausgetragen wird, und zwar dem Regierungsblock und Centrolew, oder zwischen Marsall Pilsudski und Daszynski. Die Abgeordneten der Deutschen Wahlgemeinschaft und des Korfantyblocks werden ihre Stimmen dem Sozialistenführer Daszynski zu Füßen legen müssen. Also hier Pilsudski, hier Daszynski: also wählet — sagt Grzesik und legt dar, daß er persönlich für Marschall Pilsudski kandidiere. Viel Glück auf den Weg, panie Grzesik denn in Bismarckhütte hat vielleicht außer ihnen und dem Pfarrer sonst niemand eine Angst vor Daszynski und Sozialismus, mit Ausnahme vielleicht ihrer „Klachulas", die um die „Kreple" besorgt sind.

Wegen Raummangel müssen wir unsere Betrachtungen über das geschickte Grzesik-Flugblatt schließen und können nicht einmal die Aufgaben des Sejms unter die Lupe nehmen, die nach ihrer Auffassung bevorstehen, selbstverständlich neben der „starken Hand" des Marschalls.

Die Einsturzkatastrophe auf Richthofenschacht

Ein Abteilungssteiger auf der Anklagebank

Durch Gebirgsschlag kamen Ende v. Js. auf Richthofenschachtanlage in Nickischschacht 2 Bergknappen zu Tode, während 2 weitere Bergleute schwer verletzt ein fünfter Bergmann dagegen weniger schwer verletzt worden ist. Durch Mannschaften der Rettungskolonne gelang es erst nach einiger Zeit die verschütteten bezw. die an den Zugangsstrecken abgeschnittenen Verunglückten zu bergen. Gegen den betreffenden Abteilungssteiger und zwar Oswald Thiel, wurde von der Bergbehörde Anzeige wegen Fahrlässigkeit erstattet. Thiel hatte sich am gestrigen Freitag vor dem Landgericht Kattowitz zu verantworten. Den Vorsitz führte Richter Krahl. Als Anklagevertreter fungierte Unterstaatsanwalt Dr. Kulej, während die Verteidigung Advokat Dr. Baj übernahm.

Der beklagte Abteilungssteiger gab vor Gericht an, daß er im Bergfach als technischer Angestellter schon seit 20 Jahren tätig sei und stets pflichtbewußt die erforderlichen Anweisungen gab, um die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen für die Bergleute zu treffen. Bei dem in Frage kommenden Unglücksfall wäre der Ausbau in der vorgeschriebenen Weise erfolgt. Es handelte sich jedoch um einen plötzlich auftretenden Gebirgsschlag, mit dem freilich niemand hatte rechnen können. In einem solchen Falle erweisen sich die getroffenen Maßnahmen als zwecklos und hinfällig.

Als Zeugen gehört wurden verschiedene Arbeiter, darunter auch die verunglückten Bergleute. Sie alle führten aus, daß der Abteilungssteiger pflichtbewußt gehandelt hatte und alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen waren. Bei diesem Gebirgsschlag allerdings war nichts zu machen. Ein anderer Zeuge, welcher dem Betriebsrat angehörte, gab sogar an, daß er verwundert war, als der Steiger an einer betreffenden Stelle einen so massiven Verschlag anbringen ließ, wo dies nach Ansicht des fraglichen Zeugen gar nicht einmal erforderlich war. Daraus war aber zu entnehmen,

daß der Beklagte die Sicherheitsvorkehrungen tatsächlich nach bestem Wissen eingeleitet hatte.

4 Bergsachverständige gaben danach ihr Gutachten ab. Zwei der Sachverständigen vertraten den Standpunkt, daß von einer Schuld des Beklagten gar nicht die Rede sein könne, die beiden anderen Begutachter dagegen schalteten eine gewisse Schuld des Beklagten nicht aus, jedoch wurde bemerkt, daß die Ursachen des Unglücks immerhin so eigenartige waren, daß selbst so mancher Bergingenieur damit nicht gerechnet haben dürfte. Es kämen jedenfalls gewisse mildernde Umstände in Frage.

Der Staatsanwalt sah eine Schuld als vorliegend an und plädierte auf Bestrafung. Verteidiger Dr. Baj ergriff danach das Wort und berief sich darauf, daß selbst die schwer betroffenen Verunglückten zugunsten des Angeklagten ausgesagt hätten, indem sie vor Gericht bemerkten, daß der Ausbau, bezw. die Verschläge, ordnungsmäßig angelegt worden sind. Weiterhin hätten die Sachverständigen durchblicken lassen, daß auch die geeignetesten Fachpersonen die Unglücksursache nicht voraussehen konnten. Der Beklagte sei nicht schuldig und müsse daher freigesprochen werden.

Das Gericht sprach den Beklagten, Abteilungssteiger nach kurzer Beratung frei.

Listennummern des Sozialistischen Wahlblocks zum Warschauer Sejm:

Im Wahlkreise Kattowitz u. im Wahlkreise Pleß, Rybnik, Bielitz u. Teschen 22

Im Wahlkreise Königshütte, Tarnowitz, Schwientochlowitz u. Lublinitz 23

Listennummer des Sozialistischen Wahlblocks zum Senat:

22

Listennummer der Deutsch. Sozialist. Arbeitspartei zum Schlesischen Sejm:

In allen drei Wahlkreisen 3

Sport am Sonntag

Infolge der am Sonntag stattfindenden Wahlen herrscht nur mäßiger Sportbetrieb. Es finden nur die Aufstiegsspiele, sowie die Pokalspiele statt.

Amatorski Königshütte — Legja Posen.

Die Amateure haben die Legja im Ligaaufstiegsspiel zu Gast. Am vergangenen Sonntag konnte Amatorski, trotz großer Unberlegenheit, nur ein „Unentschieden" erzielen. Doch hoffen wir, daß ihnen in diesem Spiel der Wurf gelingen wird, da sie ja sowieso als Favorit in den Kampf gehen. Es verspricht ein großer und interessanter Kampf zu werden, welcher um 2,30 Uhr nachmittags auf dem Amatorskiplatz vor sich geht.

1. F. C. Kattowitz — Kolejowy Kattowitz.

Der Klub wird auf eigenem Platz schwer zu kämpfen haben, um gegen die sich in guter Form befindenden Eisenbahner gut abzuschneiden. Seit jeher gehören die Spiele zwischen obigen Gegnern zu den interessantesten, so daß auch bei diesem Spiel ein großer Kampf zu erwarten ist. Spielbeginn um 2,30 Uhr nachmittags. Vorher spielen die Reserven obiger Vereine.

Jnd. K. S. Kattowitz — K. S. Chorzow.

Im Juvelia-Cup zwischen obigen Gegnern wird es einen harten Kampf geben, dessen Ausgang noch ungewiß ist, da beide Mannschaften sich wohl in gleichstarker Form befinden. Das Spiel steigt um 2.30 Uhr nachmittags auf dem Kolejowyplatz in Kattowitz. Vorher spielen die unteren Mannschaften beider Vereine.

Ruch Bismarckhütte — Naprzod Lipine.

Gleichfalls im Pokalspiel wird es nachmittags um 2,30 Uhr auf dem Ruchplatz zwischen obigen Gegnern ein interessantes Spiel geben, die sich bestimmt einen harten Kampf um die Punkte liefern werden. Favorit ist in diesem Spiel jedenfalls Ruch, der aber erst nach hartem Spiel diesen Kampf für sich entscheiden dürfte.

Slonsk Schwientochlowitz — 09 Beuthen.

Eine schwere Aufgabe werden die Slonsker gegen die spielstarken 09er in Beuthen zu lösen haben, die ihnen aber bei ganz großem Ehrgeiz gelingen müßte.

1. F. C. Ref. Kattowitz — K. S. Nickischschacht.

Dieses Aufstiegsspiel wird am Sonntag, nachmittags um 2 Uhr, auf dem Naprzodplatz in Zalenze wiederholt, trotzdem der Klub dieses Spiel regelrecht im vergangenen Spiel für sich entscheiden konnte. Wie erinnerlich, wurde dieses Spiel beim Stande von 2:0 für den 1. F. C. abgebrochen. Dieses Spiel fand in Eichenau statt, wobei der Schiedsrichter arg verprügelt wurde.

K. S. Brzeziny — Ruch Ref. Bismarckhütte.

Dieses Aufstiegsspiel verspricht interessant zu werden, bei welchem man Brzeziny die größeren Chancen zusprechen muß.

07 Laurahütte — 06 Zalenze.

Die Spiele, die der Laurahütter Verein am Sonntag gegen 06 Zalenze und am 23. November gegen den jüdischen Sportklub auszutragen hat, werden an diesen Tagen nicht steigen, da für das Spiel der 07-Platz der Reservemannschaft des Platzbesitzers freigehalten werden muß.

Am 16. November spielt die Reserve von 07 gegen K. S. Bytkow und am 23. November gegen Brzeziny um die B-Klassenmeisterschaft.

Die ausgefallenen Spiele um den Juvelia-Cup finden mit gegenseitiger Zustimmung statt, und zwar am 6. Januar gegen Z. K. S. und am 12. Januar gegen 06 Zalenze. Beide Spiele steigen auf dem 07-Platz.

Boston

Roman von Upton Sinclair

166)

Der Gouverneur erklärte, er würde Aussagen beider Parteien entgegennehmen, und so handelte es sich nun darum, die Dedhamer und später auch die Plymouther Verhandlung noch einmal zu wiederholen. Aber unter den eigentümlichsten Umständen! Der Anwalt, Mr. Thompson, durfte keine einleitende Erklärung abgeben und sagen, was er zu beweisen hoffe, er durfte zwar seine eigenen Zeugen vorladen, aber die Zeugen der Gegenseite nicht hören und nicht einmal wissen, wer sie waren. Sacco und Vanzetti saßen in ihren Zellen, und Leute kamen in die Privatkanzlei des Gouverneurs und flüsterten Gerüchte über Sacco und Vanzetti, die Saccos und Vanzettis Anwalt erst aus dem Tratsch der Zeitungen erfuhr!

Dieser Automobilhändler von Gottes Gnaden war zugleich Richter, Geschworenenbank und Anklagevertreter. Und so wenig wußte er von Psychologie, daß er wirklich glaubte, er könne alle drei Rollen gleichzeitig spielen, so wenig wußte er von den gesetzlichen Vorschriften, daß er wirklich dachte, das „Verfahren", das er hier durchführte, würde von der Welt als ein richtiges Verfahren betrachtet werden.

Das Regierungsgebäude wimmelte von Reportern. Jede Bostoner Zeitung hatte mehrere Leute losgeschickt, und die Nachrichtenagenturen und Neuyorker Zeitungen hatten ihre eigenen Vertreter. Wer aber den Gouverneur zu sehen bekam, wurde ermahnt, nichts auszuschwatzen, und alle — bis auf die Freunde der Verteidigung — gehorchten. Die einzigen Nachrichten, die man bekam, enthielt das tägliche Bulletin der Gouverneurkanzlei, und sie waren zum größten Teile nur verkappte Propaganda. Der Privatsekretär hatte sich nicht ganz genau ausgedrückt, als er sagte, daß sie die Post „sofort" ins Feuer würfen. Sie sahen sie zuerst durch und sonderten die Briefe aus, die heftigen Tones den Tod der beiden Wops forderten; diese Briefe wurden hektographiert und den Pressevertretern übergeben. So las die Welt die gewichtigen Gedanken der Mrs. J. E. Damon aus Brookton, die ihrem Brief ein kleines amerikanisches Fähnchen beilegte, damit man ihn ja nicht übersehe:

„Ich bin fest überzeugt, daß Sie für Recht und Ordnung einstehen werden... Die Ausländer im Lande werden unsere Regierung nicht respektieren, wenn wir uns nicht hinter unsere Richter und unsere Gerichte stellen. Was soll aus dem Lande werden, wenn radikale Elemente tun dürfen, was ihnen paßt?"

Auch ein Vertreter der Kirche äußert sich: Hochwürden Floyd W. Johnson von der First Presbyterian Church in Central City Nebraska, der den Gouverneur von Massachusetts ersuchte, „diesen Propagandisten einer unameriaknischen Politik klarzumachen, daß ganz Rußland nicht soviel Geld hat, um auch nur ein Bezirksgericht in Amerika zu bestechen". Seltsame Sache für die Mitglieder des Verteidigungskomitees, die noch in dieser späten Stunde von dem Verwandten einer einflußreichen richterlichen Persönlichkeit aufgesucht wurden und die Mitteilung erhielten, daß es immer noch möglich sei, ein „Arrangement" zu treffen! Gegen eine Summe von nur fünfzigtausend Dollars — einerlei, ob sie aus Rußland oder anderswoher komme — könne alles freundschaftlich geregelt werden. Vanzetti — da an seiner Unschuld nicht gezweifelt werde — könne begnadigt werden, während man Sacco — der vielleicht schuldig sei — für geisteskrank erklären und so lange festhalten werde, bis die Erregung sich gelegt habe.

5.

Gerüchte! Gerüchte! Jeden Tag kamen neue Zeugen zum Gouverneur, und neue Geschichten tauchten auf: was sie ihm erzählt hätten, und was er sie gefragt habe. Der Gouverneur wolle wissen, warum Vanzetti in der Verhandlung zu Plymouth die Aussage verweigert habe! Der Gouverneur habe gehört, daß Mr. Brini sämtliche Plymouther Zeugen in ihr Haus zusammengeholt und ihnen erzählt habe, was sie sagen sollen! Der Gouverneur habe erfahren, daß der „Springfield Republican" von dem Verteidigungskomitee für seinen Leitartikel über den Fall zwanzigtausend Dollars erhalten habe! Und all diese Gerüchte waren für den Gouverneur keine Gerüchte, sondern die Wahrheit. Er hörte sie und glaubte sie. Da er von bestechlichen Menschen umgeben war, konnte er sich nicht vorstellen, daß jemand umsonst arbeiten würde! Man ließ die Zeugen der Verteidigung durch Detektive der Staatspolizei überwachen, und diese Detektive kehrten dann mit vollen Notizbüchern zurück.

Einige Zeit vorher hatte die Verteidigung die Berichte der Pinkerton-Detektive über das Verbrechen von South Braintree in die Hand bekommen.

Hier in diesen Berichten sah man Mary Splaine in Gesellschaft Henry Hellyers, Mike Stewarts und Hauptmann Proctors, wie sie Verbrecherphotographien in Augenschein nimmt und Antonio Parmisano unzweideutig als den Banditen identifiziert, der die Rolle spielte, die man später Sacco zuschob. Hauptmann Proctor zog los, um Parmisano zu fangen, und entdeckte, daß er am Tage des Verbrechens im Gefängnis gesessen hatte, — dem einzigen wirklich sicheren Ort für Wops in Massachusetts! Und in der Zwischenzeit hatte Mary dem „H. H." eine detaillierte und umständliche Geschichte von zwei Männern aus der Schuhfabrik erzählt, die das Verbrechen geplant und begangen hätten. Sie nannte die Namen der beiden Männer und gab einen Bericht, der sämtliche Ereignisse in der Schuhfabrik während etlicher achtzehn Jahre umfaßte. Sechs Tage nach der Verhaftung Saccos und Vanzettis schrieb der Detektiv folgende Meldung:

„Sobald Gelegenheit war, zog ich diskrete Erkundigungen über Mr. X. ein, den Miß Splaine beschuldigt hat, er sei in den Raubmord verwickelt. Meine Nachforschungen ergaben, daß Miß Splaines Beschuldigungen jeder Grundlage entbehren und daß Mr. X. das volle Vertrauen Mr. Slaters genießt." (Mr. Slater war der Besitzer.) „Heute sprach ich über die Sache mit Mr. Frayer" (dem Werkmeister). „Er machte sich über den Gedanken lustig, daß Mr. X. etwas mit dem Mord zu tun haben könnte, und erklärte ferner, man dürfe Mary Splaines Geschichten keine ernstliche Beachtung schenken, denn sie sei eine der unverantwortlichsten Personen, mit denen er je in Berührung gekommen sei."

(Fortsetzung folgt.)

Der Faschismus Italiens gegen die Frauen

Von Filippo Turati-Paris.

Es war unvermeidlich, daß der Faschismus, indem er jeden Gedanken des Fortschritts verwarf, in einer Bewegung gegen das Recht der Frau enden mußte. Im Ausland hat man im allgemeinen völlig falsche Anschauungen über die Entwicklung und die Lage der italienischen Frauen. So pflegt man zum Beispiel gerne zu übersehen, daß die Freiheit der jungen Töchter der Bourgeoisie in den großen italienischen Städten des Nordens und selbst in Rom weiter vorgeschritten ist, als etwa in Frankreich oder in Belgien; man übersieht, daß Italien die weiblichen Universitätsprofessoren zu den männlichen in einem solchen zahlenmäßigen Verhältnis stehen, daß das der deutschen Universitäten übersteigt, ganz besonders in der philosophischen Fakultät und in den Kunstwissenschaften. Und seit etwa 20 Jahren haben die mittleren Schulen Italiens ungefähr zu einem Drittel junge Mädchen in jeder Klasse.

Diese neue Generation berechtigte zu den höchsten Hoffnungen; die faschistische Gesetzgebung jedoch hat diese Entwicklung unterbrochen und den Frauen den Zutritt zum Amt der Universitätsprofessorin und der Lehrerin an den mittleren Schulen verschlossen:

der Faschismus hat der Frau das Verdammungsurteil der Minderwertigkeit gesprochen!

Eine aktuelle Begebenheit ist beinahe noch charakteristischer: man hat als Leiter des „Scala Theaters" eine energische und hochintelligente Frau vorgeschlagen, die sich schon seit langer Zeit der Bühne gewidmet hat und deren Ernennung der große italienische Orchesterdirigent M. Toscanini mit Freude zu begrüßen versprach. Jedoch alsbald entfesselte die faschistische Regierungspresse einen heftigen Kampf gegen die neue Leiterin und behauptete, daß eine Frau außerstande sei, ein solch verantwortungsvolles Amt zu übernehmen („Corriere della Sera" vom 9. Juli 1930). „Die Ernennung von Fräulein Anita Colombo zur Leiterin des Scala-Theaters ist für die ganze Welt überraschend gekommen, am meisten aber für die großen Künstler, die, offen gesagt, ein derartiges Urteil eigener Unfähigkeit nicht verdient haben." („Corriere della Sera" vom 9. Juli 1930.) „Alles das hat mit den Qualitäten der neuen Leiterin nichts zu tun. Wir wissen, daß Fräulein Colombo die Musik, die Sprache, das Milieu genauestens kennt, und daß sie die Vortragsreisen von Toscanini durch ganz Europa meisterhaft organisiert hat. Aber alles das hebt die Tatsache nicht auf, daß eine Frau als Leiterin des ersten Theaters Italiens, ein Theater, das, genau besehen, sogar eines der ersten Theater der Welt ist,

eine Unmöglichkeit darstellt, einen Widersinn und eine Verhöhnung des männlichen Geschlechts;

die Ernennung einer Frau — und wäre es selbst die Fähigste! — ist ein schwerer und irreparabler psycholgischer Fehler, ein schreiendes Unrecht gegenüber den alten Meistern Italiens, ein Beweis des Mißtrauens gegenüber der Künstlerschaft des Theaters." („Corriere della Sera" vom 11. Juli 1930.) „Aber was denn? Ist das wirklich das neue Italien, das faschistische Italien? Sollte denn tatsächlich die Revolution so arm an Männern sein, daß sie eine Frau zur „Kommandantin" des glorreichen Nationaltheaters machen muß, desjenigen Musentempels, den die ganze Welt nur mit gesenkten Augen zu betrachten wagt?" (Corriere della Sera" vom 12. Juli 1930.)

Man erkennt leicht, was der Faschismus aus den Italienern machen will: die Arbeiter zu geduldigen und unwissenden Analphabeten, die Frauen zu eingekerkerten Wesen, doch die Kinder zahlreich und jederzeit bereit, in den Krieg zu ziehen!

Schach beim toten Fürsten

Von Emir Sargidjan.

In der Stadt von Timurs — des sagenhaften Tamerlan — Ruhm, wohin er die Beute seiner Kriegszüge brachte, wohin unter Lebensgefahr der Venetianer Marco Polo kam, um den großen Khan zu sehen, in der Stadt seiner Liebe und seines Glücks, errichtete Tamerlan sich ein Musoleum.

Noch marschierten seine Heere siegreich durch die fernsten Weltteile, noch pulste heißes Blut in seinem Herzen — aber schon stand das Mausoleum und erinnerte an Vergänglichkeit, an Unabänderliches, an die Eitelkeit des Ruhms und der Eroberungen.

Leuchtende Reste vergangener Pracht.

Bis auf den heutigen Tag glänzen himmelblau die wunderbaren Zierornamente der Mausoleumskuppel, bis heute haben sich die schweigsamen Koranverse nicht verwischt, die in den Marmor der Wände eingegraben sind. Immer noch liegen die Platten, über die der wißbegierige Venetianer schritt, über die man den toten Körper Tamerlans trug. Sein Ruhm überdauerte die Jahrhunderte, und der alte Scheich Abu Djalil bewacht noch heute die Stille der Gruft, pflanzt Blumen am Eingang, und führt mit der Laterne in der Hand Europäer an die Grabstätte und zeigt ihnen die Platte, auf der die Großtaten Timurs und seiner Vorfahren aufgezeichnet sind.

Hier in dem Mausoleum versammeln sich jeden Freitag morgen auf Teppichen die Freunde des Scheichs rings um das Schachbrett. Timur liebte diese Geisteskämpfe mehr noch als Kämpfe der Schlacht, und jetzt versammeln sich die Schachspieler an bestimmten Tagen, wie ihm zu Ehren. Denn es ist schon fast völlig vergessen, daß dieser Brauch von dem Scheich erst in seiner Jugend, vor vierzig Jahren, eingeführt wurde.

Im Bann der 64 Felder.

Europa kennt seine Schachmatadoren. Sie halten prunkvolle Weltmeisterschaften ab. Asien liebt keinen Lärm. Es verehrt seine Geisteshelden auf eine andere Art. Dichter, Sterndeuter, Schachspieler — ihre Namen kennt man durch Jahrhunderte, aber weder zu Lebzeiten noch nach dem Tode wird Lärm um sie gemacht. Man verbeugt sich schweigend und mit Ehrfurcht vor ihnen, man lernt und singt ihre Lieder, man deutet Schicksale nach ihren Sternbüchern und verfolgt aufmerksam mit Spannung ihre Schachpartien. Bei diesen Schachpartien spotten die Spieler selbst über ungeschickte Züge ihres Gegners, freuen sich, wenn ihnen ein guter Zug gelungen ist. Die Umgebung mischt sich in das Spiel hinein, man regt sich auf, nimmt Partei. Ein Teil beräte den einen Spieler, ein zweiter den anderen, ein Massenspiel entwickelt sich, und diese ganze Gesellschaft von langsamen, ehrwürdigen Männern, denen von alten Weisen Gleichmut eingeimpft wurde, verliert die Selbstbeherrschung vor dem hölzernen Schlachtfeld.

Bis jetzt besitzt der Orient keine Schachbücher, die Spieler kennen keine Theorie, und wenn sie trotzdem die Europäer besiegen, die sich mit ihnen in Kampf einlassen, so geschieht es aus zwei Gründen: dem Listenreichtum und der Begeisterung. Hier verhält sich jeder zum Schachspiel wie zu einer Lebensphilosophie. Man spielt schnell, neckt einander während des Spiels, spottet. Jede Stadt hat einen Spieler, auf den sie stolz ist, und hierher, in das Mausoleum kommen die besten Spieler aus den umliegenden Städten.

Im Winter, wenn der Aufenthalt hier ungemütlich wird, spielt man abwechselnd in der Wohnung jedes Teilnehmers die Nächte durch. Das Leben hat keine Eile. Der Boden ist mit Matten und Teppichen bedeckt, Süßigkeiten, Marmelade, Halwa, Nüsse und Tee stehen vor den Spielern; um Mitternacht wird Suppe und Plow (ein Gericht aus Reis und Hammelfleisch) gereicht, die Spieler stärken sich und setzen sich wieder vor die Bretter. Manche legen sich, müde geworden, hin, der Hauswirt bedeckt sie sorgfältig mit einer Decke, und nach einem Nickerchen setzen sie das Spiel fort. Das ist die Nacht von Donnerstag auf Freitag.

Das tönende Brett.

Vom europäischen Standpunkt ist das Schachspiel Gehirngymnastik, ein Mittel gegen Gehirnverfettung. Hier ist Schach — ein Reiterspiel, Kampf. Kein Mittel gegen verdorbenen Magen, sondern etwas vom Leben Unzertrennliches, ein Teil des Lebens. Die alten Schachbretter, in persischem Stil ausgemalt haben keine zweifarbigen Quadrate — „ein guter Spieler irrt sich nicht. Dafür sind sie mit einer besonderen Vorrichtung versehen: wenn man einen Zug macht — und hier werden die Figuren hart aufgestellt —, so gibt es einen musikalischen Klang. Und so wird jeder Turmzug, jedes Schach dem König von Musik begleitet.

Mit Morgengrauen, wenn die Tore der Moscheen zum Gebet sich öffnen, trennen sich die Spieler. Mit Laternen und kleinen Bündeln mit Schachfiguren in der Hand und mit Süßigkeiten für die Kinder in den Taschen, verlassen die Spieler die Schachnacht.

Und am Morgen kennt schon die ganze Stadt die Ergebnisse der Partien, bespricht die einzelnen Phasen des Spiels, und fällt ihr Urteil über alternde Meister und spricht ihre Anerkennung neuen Siegern aus.

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 31.

Petsch-Manskopf. Matt in drei Zügen. Weiß: Kb6, Tg3. Lg2, Bc6 (4). Schwarz: Kb8, Sf8, Sg7 (3).

1. Tg3—a3 Sg7 beliebig 2. Ta3—a8+ Kb8—a8 3. c6—c7 matt; 1. . . . Sf8—d7+ 2. c6×d7 nebst 3. Ta3—a8 matt.

Partie Nr. 32 — Indisch.

Die folgende Partie wurde im Turnier zu Lüttich gespielt.

Weiß: **Marshall** Schwarz: **Nimzowitsch.**

1. d2—d4 Sg8—f6
2. Sg1—f3 b7—b6
3. e2—e3 Lc8—b7
4. Lf1—d3 c7—c5
5. 0—0 e7—e6
6. c2—c4 Lb7×f3

Ein überraschender Abtausch, durch den das Spiel kompliziert wird. Schwarz verzichtet auf den guten Läufer, um in der Mitte ein Uebergewicht zu erlangen.

7. Dd1×f3 Sb8—c6
8. d4×c5 Lf8×c5

Stark in Betracht kam hier b6×c5.

9. Sb1—c3 . . . .

Unbefangenes Figurenspiel ist das Steckenpferd des amerikanischen Vorkämpfers. Er will kein Tempo verlieren und beachtet daher die Abtauschdrohung Se5 nebst S×d3 nicht.

9. . . . . 0—0
10. Tf1—d1 Dd8—c7
11. b2—b3 Sc6—e5

Jetzt hat dieser Zug keinen Wert mehr. Der Springer kann gefesselt werden und Weiß gewinnt weitere Tempi.

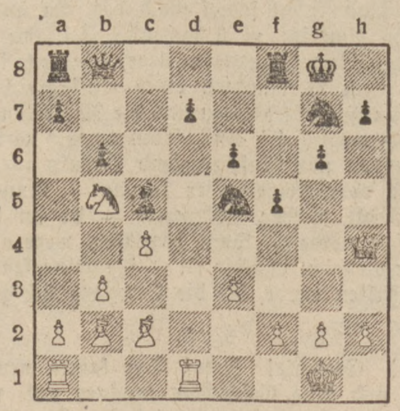
12. Df3—g3 Sf6—h5
13. Sc3—b5! . . . .

Sehr stark gespielt. Auf S×g3 S×c7 darf sich Schwarz nicht einlassen. Er würde mindestens einen Bauern verlieren.

13. . . . . Dc7—b8
14. Dg3—h4 g7—g6

Eine bedenkliche Schwächung des Königsflügels, die von Weiß jetzt im besten Stile ausgenutzt wird.

15. Ld3—e2 Sh5—g7
16. Lc1—b2 f7—f5



Dh4—f6 mußte verhindert werden. Jetzt folgt ein kräftiger Schlußangriff, der durch ein Ablenkungsopfer eingeleitet wird.

17. b3—b4 Lc5×b4
18. f2—f4 Se5—f7
19. Td1×d7 g6—g5

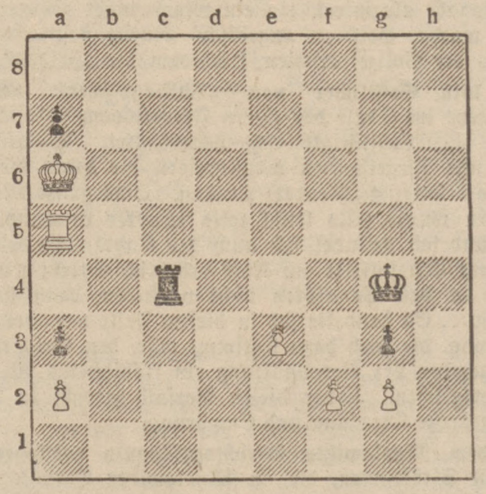
Ein Verzweiflungsopfer, durch das wieder Df6 verhindert werden soll.

20. f4×g5 Lb4—c5
21. Sb5—c7 Lc5×e3+
22. Kg1—h1 e6—e5

L×g5 würde jetzt an D×g5 nebst T×g7+ scheitern.

23. Lb2—c1 Le3×c1
24. Ta1×c1 Sf7—h8
25. c4—c5 Schwarz gibt auf.

Aufgabe Nr. 32 — Hasek.



Weiß zieht und gewinnt.

Arbeiterschachverein. Kattowitz.

Am Sonntag, den 16. November, vormittags um 10 Uhr, spielt eine Mannschaft des obigen Vereins im „Zentralhotel" gegen „Jugendkraft", welcher gute Spieler wie Aniol und Niewidok besitzt. Schachfreunde haben hierzu freien Zutritt.

Gleichzeitig den Mitgliedern zur Kenntnis, daß die Spielabende am Montag, den 17. und Donnerstag, den 20. November ausfallen.

Wahlpause.

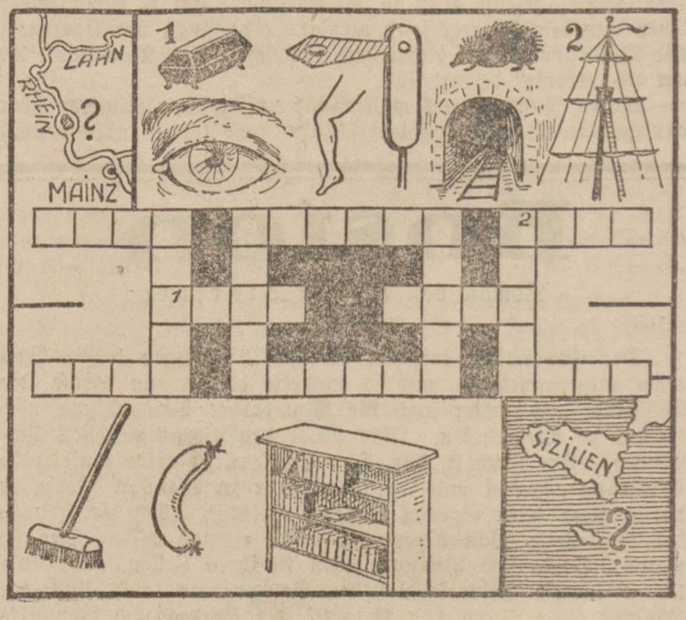
Anläßlich der gegenwärtigen Wahlverhältnisse ist in den Ortsvereinen eine Pause eingelegt worden, welche bis nach den Wahlen anhalten wird.

Stolz schlägt Kashdan.

In Stockholm gelangten einige Wettkämpfe zwischen den Spitzenspielern von Schweden einerseits und internationalen Meistern andererseits zur Austragung. Die Sensation war der erste Kampf, den der Stockholmer Stoltz mit 3½:2½ Punkten gegen den Amerikaner gewann. Der Sieg des jungen Schweden ist glatter und verdienter, als es der knappe Punktsieg erkennen läßt. Stoltz überspielte in der ersten Partie, in der sich Kashdan nach dem Caro-Kann-System verteidigte, glatt. Die zweite Partie, eine slawische, endete nach lebhaftem Endspiel mit Remis, obwohl Stoltz zum Schluß eine Figur mehr hatte. Die dritte Partie wurde spanisch eröffnet. Sie war gleichfalls sehr lebhaft. Stoltz opferte bald die Qualität, übersah jedoch den Weg zum Matt und verschmähte ein Remis durch ewiges Schach, so daß der Amerikaner schließlich gewann. Die vierte Partie war gleichfalls ein Spanier. Die Partie schloß wiederum mit Remis. Die sechste Partie brachte schließlich die Entscheidung. Der Amerikaner spielte ein Damengambit, sah sich gezwungen, eine Qualität zu opfern, die Stoltz schließlich zurückeroberte und in ein gewonnenes Endspiel mit zwei Bauern mehr hineinsteuerte. Kashdan hat auf seiner Europareise im ganzen nur vier Spiele verloren, zwei gegen Stoltz, eine gegen Spielmann und eine gegen Kmoch.

In dem anderen Wettkampf verlor Stahlberg erwartungsgemäß mit 1½ zu 4½ gegen Spielmann.

Rätsel-Ecke



Bilder-Kreuzworträtsel

Die in die waagerechten und senkrechten Reihen einzutragenden Worte sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Worte der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten Reihen in dem unteren Teil des Bildes zu suchen. Zur Erleichterung sind auch einige Felderreihen und die entsprechenden Bilddarstellungen mit gleichen Zahlen versehen.

Auflösung des Bilderrätsels

Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Franz Rohner, wohnhaft in Katowice, Verlag und Druck: „Vita". nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.

Sensation auf der Koralleninsel

Von Fedor v. Zobeltitz.

Vor 56 Jahren scheiterte der kleine holländische Handelsdampfer „Henddrik Sluytermann" im Südchinesischen Meer. Der größte Teil der Besatzung konnte gerettet werden, unter den wenigen Passagieren stand nur ein einziger auf der Verlustliste: ein junger Kaufmann, der nach Singapore wollte, Herr Wilhelm Müller aus Berlin. Alle Nachforschungen nach ihm blieben vergeblich, man nahm an, daß er ertrunken sei.

Etwa 52 Jahre später erhielt ein anderer dieses Namens, der Doktor Wilhelm Müller, Zoologe von Beruf, dank irgendwelcher guter Beziehungen, einen Posten als erster Assistent am Sarawak-Museum in Kuching auf der Insel Borneo. Darauf hatte er nur gewartet, denn seine Spezialität waren gewisse Klein- und Strahltiere, Würmer, Zoophyten und derlei Viehzeug, das es gerade da unten in der Südsee in den seltsamsten Exemplaren gab Natürlich ließ die alte Mutter des jungen Gelehrten ihren Einzigen ungern so weit fort, aber ein kleiner Trost fand sich doch dabei. „Willichen", sagte sie, „bei Borneo in der Gegend ist ja damals das Schiff gescheitert, mit dem Vaters ältester Bruder zugrunde ging. Gott, das ist endlos lange her, aber vielleicht erkundigst du dich doch mal nach der Geschichte, es wäre ja nicht unmöglich, daß sich da noch irgendetwas von der Hinterlassenschaft Onkel Wilhelms gefunden hat . . ."

Natürlich versprach das der Doktor, um es bald wieder zu vergessen — er hatte wahrhaftig mehr zu tun, als der zweifelhaften Erbschaft eines vor einem halben Jahrhundert verschollenen Onkels nachzuforschen, denn die Ordnung eines für die wissenschaftliche Forschung zwar recht bedeutsamen, aber arg vernachlässigten Museums auf diesem weltverlassenen Stück Erde nahm ihn stark in Anspruch.

Nun geschah es eines Tages, daß ein malaiischer Fischer ihm einen Korb voll Korallenpolypen anbot, in denen es auch von allerlei winzigen Lebewesen eigenartiger Schnecken und Würmern wimmelte, die das Interesse des Doktors Müller lebhaft anregten. Der Fischer hatte seine Beute auf einer Koralleninsel gesammelt, die — wohl nach dem Namen ihres Entdeckers — als „Douglas-Croß" auf den Seekarten eingetragen, doch sonst so gut wie unbekannt war. Selbstverständlich beschloß der eifrige junge Gelehrte sofort, das Inselchen einmal persönlich in Augenschein zu nehmen, obwohl ihn der Fischer ängstlich davor warnte, weil dort „die bösen Geister" schrien. Die malaiischen Geister kannte Müller indes schon zur Genüge, sie schreckten ihn nicht. Er rüstete ein seefestes Boot aus, versah sich mit einer kleinen Mannschaft und den nötigen Lebensmitteln und machte sich auf die Reise.

Nach zwei Tagen ruhiger Fahrt erreichte man den Atoll, ein flaches Gelände, im Innern uneben aufsteigend, mit Buschwerk und Wald bewachsen und anscheinend reich von Vögeln bevölkert. Man fand einen guten Anlegeplatz, ging an Land und suchte zunächst am Rande des ziemlich lichten Urwaldes einen geeigneten Flecken, um dort eine Rasthütte anzulegen. Und da kam es zu einer ersten Ueberraschung, die den Gelehrten wie gebannt auf den Kalkstein fesselte; aus dem Walde schrie nämlich eine kreischende Stimme entgegen: „Komm ran, Kümmeltürke!"

Müller war förmlich gelähmt stehen geblieben. Es war doch einfach unmöglich, daß sich zwischen den starkstämmigen Bäumen des sonst von keiner Menschenseele bewohnten Eilands ein lebendiger Berliner versteckt hielt. Denn die Stimme klang durchaus berlinisch — und noch verstärkter in dem zweiten gellenden Zuruf: „Oller Dussel!" Aber in dem Augenblick, da Müller dieses Schmeichelwort vernahm, wußte er auch Bescheid. Ein Schwarm von Vögeln huschte in den Baumwipfeln auf, zwischen rebhuhnartigen Tauben und metallisch schimmernden Sonnenvögeln, eine ganze Schar von meist grasgrünen, roten und blauen Papageien, die wild durcheinander schrien und schwatzten — jawohl, schwatzten, und zwar in deutschen Lauten. Es mußte also notwendig auf diesem kaum 40 Meter hohen, von Mangrovenwäldern und Korallenkalk umsäumten Inselchen ein Deutscher leben, der den Sittichen die heimische Sprache gelehrt hatte.

Die Malaien waren bei dem wilden Geschrei ausgekratzt, aber Müller holte sie schleunigst zurück. Es galt vor allem eine genaue Durchsuchung der Insel nach dem geheimnisvollen Landsmann. Da fand Müller zwar eine reiche Ausbeute an Schnecken, Spinnen und Kerbtieren und bei Eintritt der Ebbe auf dem entblößten Riff auch herrliche Korallenbildungen, aber keinen Menschen, nicht einmal eine menschliche Spur. Und doch mußte hier ein Mensch, ein Deutscher, ein Berliner gelebt haben, und sicher jahrelang, denn wenn die Papageien auch gut entwickelte Sinneswerkzeuge, ein ungewöhnliches Gedächtnis und lebhaftes Nachahmungstalent besitzen, so hatten doch immerhin die „Lehrstunden" geraume Zeit beanspruchen müssen.

Der junge Mann hatte sich für einige Tage in seiner Hütte leidlich wohnlich eingerichtet und konnte die Vögel gut beobachten und beherrschen. Es waren Papageien von mittlerer Größe, wie man sie auf den Südseeinseln vielfach findet, etwas schlank, mit kräftigem Schnabel und sehr schönen, meist einfarbigem Gefieder. Sie waren seltsam zahm, saßen reihenweise auf den Bäumen rings um die Hütte und ließen unermüdlich ihre Stimmen erschallen, mißtönend, doch immer mit deutschen Redebrocken von ausgesprochen Berlinischer Prägung vermischt. Zuweilen glaubte der aufmerksam Lauschende auch ein nachgeahmtes Taubengurren zu vernehmen, und einmal hörte er ganz deutlich sogar singende Laute. Das war an einem Vormittag, da hatte ein niedlicher bundgefiederter Lori mit pflaumengelber Kehle und zinnoberroter Brust es sich auf einer Kokospalme bequem gemacht, schaute zu, wie der junge Herr frühstückte, wippte auf und ab und hub auf einmal mit biegsamer Stimme zu singen an: „Mutter, der Mann mit'n Koks is da!"

Das sang er — recht klar und deutlich, das Wort „Koks" in einem grellen Schrillaut, doch auch verständlich. Man begreift, daß es dem ersten Assistenten des Sarawak-Museums beinahe ein wenig hirnwirblig wurde. Da saß er nun vor seinem Feuerchen, und ein verzauberter Piepmatz sang ihm einen alten Berliner Schmarren vor. Ja, natürlich — der Doktor entsann sich, daß er den Schmarren einmal in einer Revue beim Vortrag einer Anzahl Kabarettlieder gehört hatte, wie sie in den Berliner Tingeltangeln der siebziger Jahre beliebt gewesen waren . . . Doktor Müller versank in Sinnen und schreckte von neuem auf, fuhr förmlich in die Höhe, denn nachdem der liebenswürdige Papagei das Lied vom „Mann mit dem Koks" ohne Aufforderung wiederholt hatte, reckte er den blauen Hals und rief schallend: „Morjen, Herr Müller!" Dann flatterte er davon zu seinen zeternden Genossen — der jäh aufgesprungene Mensch möchte ihn verscheucht haben, aber vom höchsten Gipfel der Palmen begrüßte er ihn noch einmal mit einem kräftigen „Morjen, Herr Müller!"

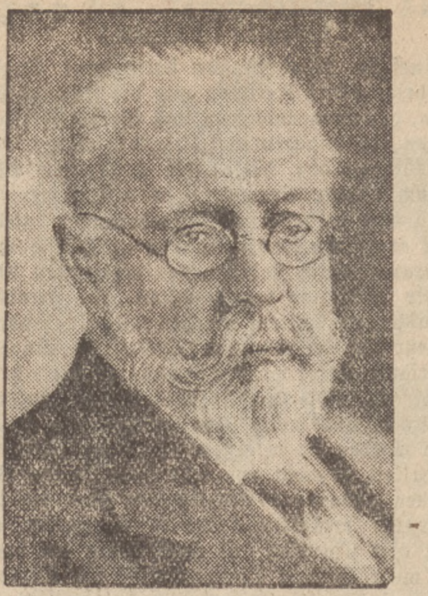
Jetzt jagte Herrn Müller ein aufblasendes Erinnern durch das Hirn. Es war zweifellos, daß der Unbekannte, der die Inselpapageien unter seine Erziehung genommen, den gleichen Namen getragen hatte wie er — ja, konnte denn das nicht der verschollene, angeblich ertrunkene Onkel Wilhelm gewesen sein? War es so ganz unmöglich, daß der Oheim beim Schiffsuntergang schwimmend hatte das Inselchen erreichen können? Hier war er freilich abgeschnitten von der Welt geblieben, denn zwischen die Riffe wagten sich weder Dampfer noch Segler. Er hatte sich indes von dem, was Meer, Kokospalmen und Buschfrüchte ihm boten, gut ernähren können, vielleicht Jahrzehnte hindurch, bis er als alter Mann in irgendeinem Urwaldwinkel friedfertig gestorben war, oder bis ihn eines Tages auf der Jagd nach Fischen und Schildkröten das Wasser verschlungen hatte. Und um sich die Langeweile zu vertreiben, hatte er die gelehrigen Papageien berlinisch sprechen gelehrt — und ein Vogel hatte dem andern die Menschenlaute von Spree und Panke abgelehnt, so daß sich schließlich die ganze Gesellschaft im Dialektklang von Berlin O und N unterhalten konnte.

Für den Doktor Müller war die Sachlage geklärt. Aber für alle Fälle ging er doch noch einmal mit seinen Leuten auf die Suche, wiederum ohne etwas zu finden, was das Geheimnis von Douglas-Croß hätte restlos lösen können. Damit mußte der Neffe des Onkels sich zufrieden geben, wenn in ihm auch die Gewißheit lebte, daß der Verschwundene auf diesem einsamen Atoll. vielleicht in hohem Alter, den Tod gefunden — und vielleicht sogar, ohne bis zum letzten Atemzug den gesunden Berliner Humor zu verlieren, den er nun seinen Vögeln vererbt hatte.

Zu der reichen Ausbeute, die Doktor Müller nach Kuching mitnahm, gehörte auch der hübsche gesprächige Lori, der das Kokslied so nett singen konnte. Den hatte er fangen lassen, aber nicht für sein Museum. Der Papagei wurde vielmehr in seiner Amtswohnung untergebracht, und zwar in einem schönen großen Bauer, in dem er sein Behagen fand. Er lernte auch noch mehr, er lernte: „Morjen, Mutter Müller!" sagen, gleich zwanzigmal hintereinander, und der gute Sohn freute sich, daß er seiner alten Dame in dem freundlichen Tierchen wenigstens ein sprechendes Stück von der Hinterlassenschaft des armen Onkel Wilhelm mitbringen konnte . . .

— — — — — — — — — — —

Diese immerhin etwas merkwürdige Geschichte wurde mir (in ihren Grundzügen) auf einem Lloyddampfer zwischen Penang und Sumatra von einem deutschen Pflanzer erzählt, und zwar mit einem so tiefernsten Gesicht, daß man ungerecht getan hätte, ihm ohne weiteres den Glauben zu versagen. Es war aber bei Windstärke neun. Das muß berücksichtigt werden.



Professor Georg Dehio 80 Jahre alt

Der berühmte deutsche Kunsthistoriker Georg Gottfried Dehio, dem die Erforschung der deutschen Kunst des Mittelalters sehr viel verdankt, begeht am 22. November seinen 80. Geburtstag. Als Sohn einer baltischen Familie in Reval geboren, begann er 1877 seine akademische Laufbahn in München, kam dann über Königsberg nach Straßburg, wo er 26 Jahre als Professor der Kunstgeschichte gewirkt hat.

Die letzte Geschichte des Jeremias Himmelsstößer

Als aber an diesem Morgen die aufglutende Sonne alle Leidenschaft der Nacht auflöste, sprach die Fee zum Fischer, hochbeglückt durch seine Liebe. Und sie befrug ihn, welchen Lohn er begehre.

Aber der Fischer sprach:

„Wechselvoll sei sein Verlangen nach der Frau, gleich den Farben des Meeres. Deshalb bitte er um eine Gabe, durch die er jede Frau gewinnen könne; und sei sie die schönste auf Erden."

Sehr traurig war die Fee ob dieses Wunsches, ausgesprochen nach solcher Nacht, denn sie hatte den Fischer wahrhaft geliebt. Doch mußte sie ihr Wort einlösen; aber sie tat es ungern und mit traurigem Herzen.

Und die Fee erhob ihre weißen Arme zum Himmel und flocht aus den glitzernden Strahlen der Sonne ein goldenes Seil. Das reichte sie dem Fischer und sie sprach dazu:

„So du dieses Seil um eine Frau windest, die du begehrst, wird sie dein sein. Doch achte, Fischer, nur einmal wirksam ist der Zauber. Daß du ihn nicht voreilig gebrauchest."

Der Fischer dankte höchlich für die Gabe. Doch war er nicht froh im Herzen, denn mit Trauer war sie ihm gegeben worden.

* * *

Und wieder wanderte der Fischer zwischen den Frauen!

Immer, wenn er ein schönes Weib sah, griff er nach dem Seil. Und immer wieder hielt er inne.

War es denn schon die Schönste, der er eben begegnet? Konnte nicht schon morgen eine Schönere über seinen Weg schreiten? Ein Weib, das wirklich würdig war, daß er seinetwegen den einmaligen Zauber gebrauche. Vielleicht gelingt es dieses Mal noch so, ohne Seil?

Seltsam genug, es gelang!

Es gelang immer, es gelang wie eine Selbstverständlichkeit!

Denn schon im Bewußtsein, das Feenseil überhaupt zu besitzen, letzten Endes jede Frau, auch gegen ihr Wollen, erobern zu können, hatte sich so viel Sieghaftigkeit, so viel Selbstvertrauen über ihn gebreitet, daß ihm kein Weib zu widerstehen vermochte.

Nur daß er dennoch dabei traurig blieb. Und daran trug wieder nur das Feenseil die Schuld.

Was konnte ihm auch die Liebe der schönen Frau, geben, wenn er das Mittel besaß, die schönste zu gewinnen? Wo sollte er die suchen, in deren Besitz er reuelos vergehen könnte?

Und er wandderte und wanderte, immer siegend, immer unerfüllt, immer suchend, bis er alt geworden war und sein Haupt grau schimmerte, gleich Eis.

* * *

Endlich, als Greis, fand er die Richtige.

Es war eine kleine Tänzerin, die sich dem Alternden, eben seines Alters wegen, versagte. Gerade aber dieser Widerstand reizte den Sieggewohnten zum Aeußersten. Diese, die Widerstrebende erschien ihm sofort als die Schönste auf Erden.

Der Fischer wand das Seil, die Tänzerin sank zu ihm aufs Lager...

Da erst merkte der Fischer, wie bitter sich die enttäuschte Liebe der Fee gerächt: Suchend, unerfüllt war er durchs Leben gewandert. Und nun er am Ziel seiner Wünsche war, war er zu alt geworden.

Und er war kraftlos!

*

Als er aber diese Nacht alle Leidenschaften der Seele aufffingen ließ, wanderte der Fischer zurück zu seiner Hütte, und er trug das Feenseil in der Hand.

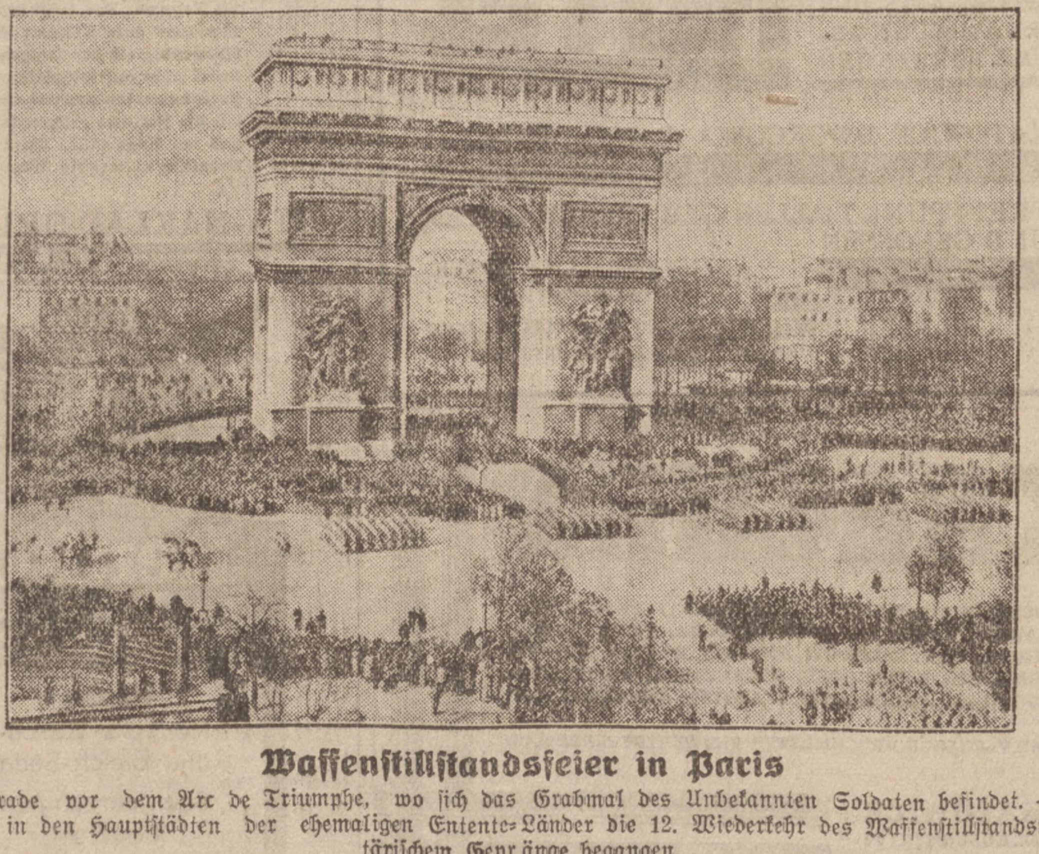
Seine Augen waren wie erstarrt in Weh und er wußte alles Leid der Erde.

Und erst nachdem er das Seil versenkt hatte, rann über seine Wange die erste Träne.

Clemenceau

beglückwünschte eines Tages einen Unterpräfekten, der sich während eines Streiks große Verdienste erworben hatte. „Bravo, junger Mann", rief Clemenceau. „Sie haben dem Vaterland unschätzbare Dienste geleistet. Ich muß Sie umarmen. Kommen Sie an mein Herz..." Der Apostrophierte zögerte. „Kommen Sie an mein Herz, junger Mann." „Herr Präsident, — ich habe Angst, es nicht zu finden..."

Am nächsten Tage wurde der Unterpräfekt zum Präfekten ernannt.



Waffenstillstandsfeier in Paris

Die Truppenparade vor dem Arc de Triumphe, wo sich das Grabmal des Unbekannten Soldaten befindet. — Am 11. November wurde in den Hauptstädten der ehemaligen Entente-Länder die 12. Wiederkehr des Waffenstillstandstages mit militärischem Gepränge begangen.

Greuel in China

Eine chinesische Räuberbande hatte zwei Engländerinnen, die fünfzigjährige Edith Netleton und die sechsundfünfzigjährige Mr. Harrison, gefangengenommen und für die Freilassung dieser beiden Frauen ein ungeheures Lösegeld verlangt. Wäre dieses Lösegeld bezahlt worden, hätten die chinesischen Räuberbanden zweifellos auch andere Europäer als willkommene Beute aufgegriffen und ihre erpresserischen Forderungen noch gesteigert. Während die englischen Behörden noch unschlüssig waren, ob sie die beiden Frauen durch Zahlung des verlangten Lösegeldes befreien oder die Forderung der Banditen „aus grundsätzlichen Erwägungen“ ablehnen sollten, wurden die Engländerinnen hingerichtet. Jetzt sind in England Nachrichten eingetroffen, aus denen man erfährt, unter welchen Umständen diese beiden Frauen umgekommen sind. Die unglücklichen Opfer wurden unglaublichen körperlichen und moralischen Folterungen ausgesetzt. Zwei Monate lang wurden sie in einem dumpfen, lichtlosen Kellerloch gefangen gehalten, bewacht von vier bewaffneten Banditen, die den Gefangenen andauernd Einzelheiten über die ihnen bevorstehenden Qualen erzählten. Am 1. September wurde Mrs. Harrison mit vier Chinesen auf einen Platz vor dem Lager geführt. Nach mehrstündiger Tortur wurde ein Chinese erschossen, die anderen drei Chinesen wurden in Gegenwart der Engländerin geköpft. Nach langen Verhandlungen entschlossen sich die englischen Behörden schließlich, ein Lösegeld von 3750 Pfund zu zahlen. Dieses Zugeständnis hatten die Banditen dadurch erreicht, daß sie den Engländern einen abgeschnittenen Finger von Mrs. Netleton zustellten und gleichzeitig androhten, daß bald auch der Kopf folgen würde. Inzwischen wurde das Lager der Banditen von einer anderen Räuberbande überfallen. Die Banditen, die die beiden Frauen gefangen hielten, fürchteten, ihres kostbaren Pfandes beraubt zu werden, führten sie weg und schnitten ihnen nach qualvollen Folterungen die Köpfe ab. Die englischen Behörden haben von den Banditen ein Schreiben erhalten, in dem die „Hinrichtung“ mitgeteilt wurde. Dieses Schreiben schließt mit folgender Drohung: „Wir sind stark genug, um euch Ausländer gefangenzunehmen und so lange festzuhalten, bis entweder die Zahlung des Lösegeldes erfolgt oder die Hinrichtung vollzogen wird...“



Windstärke 12 über der Deutschen Bucht

Im deutschen Nordseegebiet tobt ein schwerer Nordweststurm, der das ganze Küstengebiet mit Sturmflut und Ueberschwemmungsgefahr bedroht. Helgoland meldete die höchste Windstärke 12.

Rundfunk

Kattowitz — Welle ,408,7

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 15,40: Kinderstunde. 16,55: Schallplatten. 17,15: Aus Warschau. 17,40: Unterhaltungskonzert. 19: Vorträge. 20,30: Volkstümliches Konzert. 21,10: Vortrag. 21,25: Suitenkonzert. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,35: Aus Warschau. 16,15: Für die Jugend. 16,45: Schallplatten. 17,15: Vortrag. 17,45: Schallplatten. 18,45: Literarische Stunde. 19,15: Vorträge. 20,30: Aus Prag: Internationales Konzert. 22,15: Abendkonzert. 23: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 15,40: Für die Kinder. 16: Vorträge. 17,40: Orchesterkonzert. 19: Vorträge. 20,30: Volkstümliches Konzert. 21,10: Vortrag. 21,25: Suitenkonzert. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,50: Französische Stunde. 16,15: Kinderstunde. 16,45: Schallplatten. 17,45: Unterhaltungskonzert. 19,10: Vorträge. 20,30: Aus Prag: Internationales Konzert. 22,15 Abendkonzert.

Gleiwitz Welle 259. Breslau Welle 325.

Sonntag, 16. November. 7,30: Frühkonzert. 9,15: Glockengeläut der Christuskirche. 9,30: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Aus Königsberg: Mittagskonzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,20: Schachfunk. 14,35: Zehn Minuten Aquarienkunde. 14,45: Wirtschaftsfunk. 15: Was der Landwirt wissen muß! 15,15: Kinderstunde. 15,50: Ellen Watteyne singt Lieder zur Gitarre. 16,20 Das Buch des Tages. 16,35: Unterhaltungskonzert. 18: Die Musik im Leben des Menschen. 18,25: Stunde der Musik. 18,55: Hallo! Hier Willi Schaeffers! Ist dort Breslau? 19,30: Wettervorhersage, anschließend: Klaviermusik. 20,05: Wiederholung der Wettervorhersage; anschließend: Der Arbeitsmann erzählt. 20,30: Volkstümliches Konzert. 22,10: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,35: Tanzmusik. 24: Funkstille.

Montag, 17. November. 9,05: Schulfunk. 15,35: Schatten der Technik über Menschenschicksalen. 16: Lieder. 16,30: Das Buch des Tages. 16,45: Konzert auf Schallplatten. 17,15: Zweiter landw. Preisbericht, anschließend: Kulturfragen der Gegenwart. 17,40: Blick in Zeitschriften. 18,10: Der Bauer. 18,35: Das wird Sie interessieren! 19: Wettervorhersage, anschließend: Abendmusik. 20: Wiederholung der Wettervorhersage; anschließend: Die Grundlagen der Volkswirtschaft. 20,30: Querschnitt durch einen Gerichtstag. 21,15: Jazz auf zwei Flügeln. 21,40: Edith Herrnstadt-Oettingen erzählt Kurzgeschichten. 22,10: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,30: Aufführungen des Breslauer Schauspiels. 22,45: Funktechnischer Briefkasten. 23: Funkstille.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Achtung! Gewerkschaftsjugend und S. A.-Jugend!

Der Bund für Arbeiterbildung beabsichtigt für das Winterhalbjahr 1930/31 2 Jugendwochenkurse zu veranstalten. Der erste findet statt vom 1. bis zum 7. Dezember, der zweite, vom 2. bis zum 10. März 1931. Für die Veranstaltung vom 1. bis zum 7. Dezember bitten wir die organisierten Mitglieder der Gewerkschaftsjugend, wie sozialistischen Arbeiter-Jugend eine kurze Bewerbung mit Lebenslauf und Angabe, seit wann und wo organisiert, ob beschäftigt oder arbeitslos, an die Adresse des Bundes für Arbeiterbildung Krolewska Huta ulica 3-go Maja 6, mit der Aufschrift „Bewerbung“ einsenden zu wollen. Das Programm des Wochenkursus wie Bedingungen werden den Ortsgruppen des Bundes für Arbeiterbildung, sowie den einzelnen Bewerbern zugeschickt.

Die Bewerbung ist durch den Organisationsvertreter (Ortsgruppenvorstand oder Kassierer) zu beglaubigen und muß bis spätestens 15. November einlaufen.

Der Vorstand des Bundes für Arbeiterbildung.

Kattowitz. Am Dienstag, den 18. November cr., abends ½8 Uhr, findet im Zentralhotel ein interessanter Vortrag statt, zu welchem als Referent Gen. Okonski erscheint. Hierzu sind alle Mitglieder der Kulturvereine, sowie Partei und Gwerkschaft, eingeladen.

Königshütte. Am Mittwoch, den 19. November, abends 7½ Uhr Vortrag. Als Referent erscheint Dr. Broder. Thema: Die Weltsprache Esperanto. Dieser Vortrag gilt als Einleitung für einen demnächst steigenden Kursus, und es werden alle Interessenten ersucht zu erscheinen.

Königshütte. Am Mittwoch, den 26. November, abends 7 Uhr, veranstaltet der Bund wiederum einen Theaterabend. Zur Aufführung gelangen 2 Lustspiele, betitelt: „Auf nach Chikago“ in 2 Akten und „Ein strammer Junge“ in einem Akt. Preise der Plätze 1 Zloty, 0,75 Zloty und 0,50 Zloty. Wir bitten, vom Vorverkauf regen Gebrauch zu machen. Billete sind erhältlich im Restaurant bei Niestroi und im Bibliothekszimmer.

Versammlungskalender

Bezirkskonferenz des T. V. „Die Naturfreunde“.

Am Montag, den 17. d. Mts., abends 6 Uhr, findet im Zentralhotel Kattowitz eine Bezirkskonferenz statt. An dieser nehmen die Vertreter der oberschlesischen Ortsgruppen, sowie auch die Führersektion teil.

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz

für die Zeit vom 10. bis 16. November 1930.

Sonnabend: Heimabend.